



LK

3567/11



Mitteilungen der
Gottfried Keller-Gesellschaft
Zürich

2014

VORSTANDSMITGLIEDER

Stand Juli 2014

Präsident	Quästor	Aktuarin
Manfred Papst NZZ am Sonntag Postfach 8021 Zürich	Lic. oec., lic. iur. Christian Gut CG Enterprise Unlimited Münchhaldenstrasse 10 8008 Zürich	Prof. Dr. Ursula Amrein Ceresstr. 25 8008 Zürich

Beisitzerinnen und Beisitzer

Prof. Dr. Susanna Bliggenstorfer Direktion Zentralbibliothek Zürich Zähringerplatz 6 8001 Zürich	Dr. phil. Hugo Bütler Attenhoferstr. 33 8032 Zürich	Hansjürg Diener Dipl. Ing. ETH Blümlisalpstrasse 78 8006 Zürich
Dr. Rainer Diederichs Hadlaubstr. 42 8044 Zürich	Konrad Erni Marchstr. 1 8192 Zweidlen	Prof. Dr. Hildegard E. Keller Zollikerstr. 265 8008 Zürich
Lic. phil. Denise Wagner-Landolt Krähbühlstr. 10 8044 Zürich		

Korrespondenzadresse	Internetadresse
Prof. Dr. Ursula Amrein Ceresstrasse 25 8008 Zürich Tel. +41 (0)43 499 06 17 info@gottfriedkeller-gesellschaft.ch	www.gottfriedkeller-gesellschaft.ch

DIE MITGLIEDSCHAFT DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

wird erworben durch Einzahlung des Jahresbeitrags auf Postcheckkonto 80-6471-3.

Jahresbeitrag:

Einzelmitglieder Fr. 30.–

Paarmitglieder Fr. 60.–

Kollektivmitglieder Fr. 100.–

Mitglieder aus dem Ausland sind gebeten, ihren Beitrag auf Privatkonto 684089-10 der Credit Suisse, Hauptsitz Paradeplatz, Zürich, z. H. Gottfried Keller-Gesellschaft, einzuzahlen.

Die *Mitteilungen der Gottfried Keller-Gesellschaft* werden von der Gottfried Keller-Gesellschaft einmal jährlich herausgegeben.

Redaktion: Ursula Amrein und Manfred Papst

Druck: Sihldruck AG, Zürich

Inhaltsverzeichnis

Manfred Papst Vorwort des Präsidenten	4
Eva Martina Hanke «Ein sehr begabter Mensch, aber auch etwas Friseur und Charlatan» – Richard Wagner in Gottfried Kellers Zürich Rede zum Herbstbott 2013	6
Karl Pestalozzi «Gott und sein Jean Paul» – Jean Paul in Gottfried Kellers Roman «Der grüne Heinrich»	28
Fredi Lerch Der Philologe als Künstler – Jonas Fränkel hat sich mit seiner Keller-Ausgabe grosse Verdienste erworben, war aber stets ein Aussenseiter der Schweizer Germanistik	32
Joseph Jung Zürichs Herrscher und der Asylant	38
Manfred Papst Jahresbericht des Präsidenten	44
Verzeichnis der Herbstbottreden	50
Beiträgerinnen und Beiträger	53
Programm Herbstbott 2014	55

Liebe Mitglieder der Gottfried Keller-Gesellschaft Zürich

Es freut mich, Ihnen unsere *Mitteilungen* für das Jahr 2014 zusenden zu dürfen, und ich gebe dem Heft gerne ein kurzes Grusswort mit auf den Weg. Unsere Jahresgabe enthält wie gewohnt den Festvortrag zum Herbstbott des Vorjahres und einige weitere ergänzende Texte.

2013 war ein Wagner-Jahr. Dem konnten und wollten auch wir uns nicht verschliessen. Deshalb haben wir Frau Dr. Eva Hanke von der Musikabteilung der Zentralbibliothek Zürich gebeten, das Hauptreferat zu halten. Sie hat die schwierige Aufgabe mit Bravour gelöst. Doch nicht nur das: Für unsere *Mitteilungen* hat sie ihren Text noch wesentlich erweitert und zu einem wahrhaft wissenschaftlichen Beitrag ausgebaut, wofür wir herzlich danken.

Flankiert wird dieser so kritische wie liebevolle Festvortrag, der unter dem typisch Keller'schen Zitattitel «Ein sehr begabter Mensch, aber auch etwas Friseur und Charlatan» firmierte, durch drei weitere Beiträge.

Unser Nestor Karl Pestalozzi, spiritus rector der Historisch-Kritischen Keller-Ausgabe (HKKA) und auch sonst ein eminent, umfassend gebildeter Gelehrter, widmet sich in einem funkelnden kleinen Essay den faszinierenden Verbindungen von Gottfried Keller und Jean Paul.

Fredi Lerch, der sich unter anderem als Mitherausgeber der Werkausgabe von Carl Albert Loosli profiliert hat, würdigt Jonas Fränkel, den Editor der ersten kritischen Keller-Ausgabe. Er zeigt sowohl die Grösse als auch die Grenzen des streitbaren Geistes, dem in der Schweiz in Sturm und Krise des Zweiten Weltkriegs bitteres Unrecht geschah. Es schien mir wichtig, gerade

jetzt, da die grosse, unter der Leitung von Walter Morgenthaler erarbeitete neue Keller-Ausgabe (HKKA) abgeschlossen vorliegt, noch einmal auf diesen eigenwilligen Pionier der Keller-Forschung hinzuweisen.

Keiner hat sich intensiver mit Alfred Escher befasst als der Historiker Joseph Jung. Als Biograf und Herausgeber hat er Entscheidendes geleistet. Auch in Sachen Keller kennt er sich bestens aus, wie seine grundlegende Geschichte der Gottfried Keller-Stiftung zeigt. Unter anderem hat er sich mit dem Verhältnis von Alfred Escher zu Richard Wagner eingehend beschäftigt. Sein Text weist schon voraus auf das grosse Jubiläumsjahr 2019: Dannzumal werden wir sowohl Gottfried Kellers als auch Alfred Eschers 200. Geburtstag feiern und auf diese beiden prägenden Figuren der Eidgenossenschaft gebührend eingehen.

Ich wünsche Ihnen inspirierende Lesestunden mit unseren *Mitteilungen* und hoffe, Sie auch an unserem diesjährigen Herbstbott im Zürcher Rathaus wieder begrüssen zu dürfen. Das Programm finden Sie im Anhang. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Treue zu unserer Gesellschaft und bitte Sie, uns auch weiterhin in Rat und Tat gewogen zu bleiben.

Manfred Papst

Zürich, am 1. Juli 2014

«Ein sehr begabter Mensch, aber auch etwas Friseur und Charlatan»

Richard Wagner in Gottfried Kellers Zürich

Rede zum Herbstbott 2013

Eva Martina Hanke

«Geehrtester Herr Regierungsrat! Ich kann es in Berlin nicht mehr aushalten und komme, wenn ich länger hier bleiben muß, rückwärts anstatt vorwärts. [...] [D]ie Sachen stehen nun so, daß mir nur die Heimat und die Ruhe fehlt, um mich ganz gut anzulassen.»¹ So wandte sich Gottfried Keller am 11. November 1855 aus Berlin an den Zürcher Regierungsrat Johann Jakob Sulzer. Dieser, der den verzweifelten Unterton des Briefes sicher nicht überhörte, unterstützte Kellers Mutter wie gebeten beim Umwandeln ihrer Wertschriften in Bargeld, damit Keller nach sieben Jahren in Heidelberg und Berlin im Dezember 1855 in seine Geburtsstadt Zürich zurückfahren konnte.

Bereits wenige Wochen später berichtete der Heimgekehrte in Briefen von den Eindrücken, die er in einem Zürich erhielt, das sich seit seiner Abreise gewaltig verändert hatte. Nicht nur hatte sich die Stadt zu einer Wirtschafts- und Bankenmetropole und einem Verkehrsknotenpunkt gewandelt, 1855 war ausserdem das Eidgenössische Polytechnikum eröffnet worden. Zürich zog nun zahlreiche neue Einwohner an, darunter viele Ausländer, die an den Hochschulen lehrten oder als Geschäftsleute tätig waren. Auch der neue Bekanntenkreis, in den Keller wahrscheinlich durch Johann Jakob Sulzer eingeführt wurde, spiegelte dies wider. So schrieb er nach vier Wochen daheim der befreundeten Berliner Verlegergattin Lina Duncker:

¹ Gottfried Keller an Johann Jakob Sulzer, Berlin, 11. November 1855 (Keller, GB 4, S. 51f.). Die Briefe Kellers sind nach der Standardausgabe zitiert: Gottfried Keller, *Gesammelte Briefe*, in vier Bänden, hrsg. von Carl Helbling, Bern 1950–1954 (im Folgenden Keller, GB). Sofern vorhanden, wurde die Vollständigkeit am Autograf in der Zentralbibliothek Zürich überprüft, die Orthografie der Druckausgabe jedoch beibehalten.

Hier in Zürich geht es mir bis dato gut, ich habe die beste Gesellschaft und sehe vielerlei Leute, wie sie in Berlin nicht so hübsch beisammen sind. Auch eine rheinische Familie Wesendonck ist hier, ursprünglich aus Düsseldorf, die aber eine Zeitlang in Neuyork waren. Sie ist eine sehr hübsche Frau namens Mathilde Luckemeier, und machen diese Leute ein elegantes Haus, bauen auch eine prächtige Villa in der Nähe der Stadt, diese haben mich freundlich aufgenommen. Dann gibt es bei einem eleganten Regierungsrat feine Soupers, wo Richard Wagner, Semper, der das Dresdner Theater und Museum baute, der Tübinger Vischer, und einige Züricher zusammenkommen und wo man morgens 2 Uhr nach genugsamem Schwelgen eine Tasse heißen Tee und eine Havannazigarre bekommt. Wagner selbst verabreicht zuweilen einen soliden Mittagstisch, wo tapfer pokuliert wird, so daß ich, der ich glaubte aus dem Berliner Materialismus heraus zu sein, vom Regen in die Traufe gekommen bin. An diversen zürcherischen Zweckessen bin ich auch schon gewesen; man kocht sehr gut hier und an Raffiniertheiten ist durchaus kein Mangel, so daß es hohe Zeit war, daß ich heimkehrte, um meinen Landsleuten Moral und Mäßigung zu predigen, zu welchem Zweck ich aber erst alles aufmerksam durchkosten muß, um den Gegenstand recht kennen zu lernen, den ich befehlen will.²

Keller war also gut aufgenommen worden und konnte sich über anregende Kontakte freuen. Von den Genannten würde jeder für sich genügend Stoff für interessante Betrachtungen bieten, jedoch sei nun nur einer in den Mittelpunkt gestellt: der Komponist, Schriftsteller und Dirigent Richard Wagner. Dies geschieht nicht nur, da sich im Jahr 2013 sein Geburtstag zum 200. Mal jährt. Der Sachse verbrachte zwischen 1849 und 1858 neun prägende und wegweisende Jahre in der Limmatstadt, und um den Jahreswechsel 1855/56 begann eine lange dauernde und trotz ihren verschiedenen Naturellen respektvolle Beziehung zwischen ihm und Keller, die bis zu Wagners Tod 1883 Bestand hatte. Die Ausführungen konzentrieren sich im Folgenden auf die 1850er-Jahre, auf Wagners Zeit «in Gottfried Kellers Zürich».

Die neuen Stadtbewohner waren aus verschiedenen Gründen nach Zürich gekommen. Was hatte also Richard Wagner hierher geführt? Es war weder aus geschäftlichem Anlass wie beim Seidenhändlerhepaar Wesendonck, noch war er als Gelehrter an die Universität oder das Polytechnikum berufen

² Gottfried Keller an Lina Duncker, Zürich, 13. Januar 1856 (Keller, GB 2, S. 146f.).

worden wie Gottfried Semper und Friedrich Theodor von Vischer. Wagner hatte auch keine Stelle als Kapellmeister am kleinen Zürcher Aktientheater an den Unteren Zäunen angenommen. Wie einige Zeitgenossen – darunter Semper und von Vischer – hatte der 36-Jährige vielmehr als politisch Verfolgter sein Land verlassen. Beendet war damit zunächst die Karriere als Kapellmeister und Komponist, die nach Anstellungen an Theatern von Würzburg bis Riga und den erfolglosen Pariser «Hungerjahren» als freischaffender Künstler mit der Ernennung zum Königlich-Sächsischen Hofkapellmeister in Dresden im Februar 1843 gekrönt worden war. Mit den Premieren der Opern *Rienzi*, *Der fliegende Holländer* und *Tannhäuser* hatte sich Wagner einen Namen gemacht. Jedoch fühlte er sich in seinem Arbeitsumfeld nicht wohl, haderte mit seinem Amt und seinen Pflichten und wurde durch seine Sympathien für das Gedankengut der 1848er-Bewegung bei Hofe politisch «anrühlich». Seine im Mai 1848 beendete Oper *Lohengrin* wartete vergeblich auf die Uraufführung. Als die Dresdner Bevölkerung im Mai 1849 nach dem Verfassungsbruch des Königs revoltierte, nahm auch Wagner daran teil. Zwar kämpfte er nicht auf den von Gottfried Semper gebauten Barrikaden, doch hielt er als Beobachter auf einem Kirchturm Wache, verteilte Handzettel und stellte seinen Garten für geheime Besprechungen zur Verfügung – für die Polizei genügend Gründe, um nach der Niederschlagung des Aufstands mithilfe preussischer Truppen einen Steckbrief gegen ihn zu erlassen. Mit viel Glück gelang ihm jedoch die Flucht, und er machte sich unterstützt durch den Freund Franz Liszt auf den Weg nach Paris, wo Liszt ihn «aus dem Schmutze der erbärmlichen deutschen Verhältnisse heraus auf die grössere Weltbahn [...] führen»³ wollte. Wagner schlug die am wenigstens gefährliche Route über Bayern und die Schweiz ein und konnte seiner Frau Minna am 28. Mai 1849 aus Rorschach melden: «Glücklich bin ich auf dem Schweizerboden angekommen! [...] Ich bin im Sichren!»⁴ In Zürich suchte er seinen Jugendfreund, den deutschen Musiker Alexander Müller, auf und erhielt durch dessen einflussreiche Freunde einen Pass nach Paris. Zwar hatte er der in Dresden verbliebenen Minna von den «niedgedachten Schönheiten dieses herrlichen Landes»⁵ vorgeschwärmt und behauptete später in seiner Auto-

³ Richard Wagner an Minna Wagner, Weimar, 14. Mai 1849 (Wagner, SBr 2, S. 655). Die Briefe Wagners sind nach den Bänden 3 bis 9 der Standardausgabe zitiert: Richard Wagner, *Sämtliche Briefe*, hrsg. von Getrud Strobel und Werner Wolf (Bde. 3–5) bzw. von Hans-Joachim Bauer und Johannes Forner (Bde. 6–8) bzw. von Klaus Burmeister und Johannes Forner (Bd. 9), Leipzig 1975–2000 (im Folgenden Wagner, SBr).

⁴ Richard Wagner an Minna Wagner, Rorschach, 28. Mai 1849 (Wagner, SBr 3, S. 55).

⁵ Richard Wagner an Minna Wagner, Zürich, 29./30. Mai 1849 (Wagner, SBr 3, S. 60).

biografie *Mein Leben*, er habe schon bei seiner Einfahrt nach Zürich und dem ersten Anblick der in der Sonne glänzenden Glarner Alpen beschlossen, «allem auszuweichen, was mir hier eine Niederlassung verwehren könnte».⁶ Dennoch war sein einziges Ziel im Mai 1849 Paris, und so setzte er die Reise in die «Hauptstadt des 19. Jahrhunderts» unverzüglich fort.

Erneut wurde der Pariser Aufenthalt jedoch zum Albtraum. Wagner konnte nichts erreichen, zudem wütete die Cholera, und so kündigte er seiner Frau bald die Rückkehr nach Zürich an, wo er mit ihr «in der herrlichen, stärkenden Natur, in einer freundlichen kleinen Stadt, in der Genossenschaft einer Zahl von Freunden» leben wollte. Diese hatten, so Wagner, «auf das Herzlichste an[gebieten], dass, wenn es mir irgend nicht nach Wunsch gehen sollte, ich ja mit meiner Frau nach Zürich kommen sollte, Wohnung u. Leben, alles sollte ich haben u. Niemand würde etwas von mir verlangen sollen, als dass ich nach Herzenslust arbeite. Das waren keine leeren Worte, das weiss ich!»⁷ So erreichte Richard Wagner schliesslich mit Reisegeld seines Freundes Liszt am 6. Juli 1849 Zürich. Dass er dort bis August 1858 insgesamt neun prägende und wegweisende Lebensjahre im Exil verbringen würde, konnte er damals nicht ahnen.

Ende August folgten, wenn auch widerstrebend, seine Frau Minna, die vor der Heirat eine erfolgreiche Schauspielerin gewesen war, und ihre voreheliche Tochter Natalie. Begleitet wurden sie von Hund Peps und Papagei Papo. Nach zwei Wochen im Haus «Akazia» an der Oetenbachgasse zog die Familie Mitte September 1849 in die Hinteren Escherhäuser an der Steinwiesstrasse in Hottingen – ein Häuser-Ensemble, das vom Vater Alfred Eschers als Mietwohnungen für den Mittelstand errichtet worden war. Richard Wagner war es also gelungen, als mehr oder weniger mittelloser Flüchtling eine gediegene Bleibe zu finden – und dies nicht zuletzt durch die Unterstützung der Zürcher Freunde. Bereits bei seinem ersten kurzen Aufenthalt Ende Mai 1849 hatte Alexander Müller eine Abendzusammenkunft einberufen, bei der neben dem Musiker Wilhelm Baumgartner die beiden Staatsschreiber Johann Jakob Sulzer und Franz Hagenbuch eingeladen waren. Der geflohene Revolutionär musste sein Schicksal in Zürich nicht verbergen, im Gegenteil. Nach der Erinnerung in *Mein Leben* wurde er von Müller und den Freun-

⁶ Richard Wagner, *Mein Leben*, vollständige kommentierte Ausgabe, hrsg. von Martin Gregor-Dellin, München 1976, S. 429.

⁷ Richard Wagner an Minna Wagner, Paris, 4./5. Juni 1849 (Wagner, SBr 3, S. 67).

den «sogleich mit so achtungsvoll neugieriger Teilnahme empfangen, dass ich mich in ihrer Gesellschaft augenblicklich wohlfühlte. Die grosse bescheidene Sicherheit, mit der sie sich von ihrem naiv gewohnten republikanischen Standpunkte aus über die Verfolgungen, die mich betroffen, äuserten, versetzte mich in eine ganz neue Sphäre der bürgerlichen Anschauung des Lebens. Ich kam mir hier so sicher und geborgen vor, während ich dort, [...] in die Lage, als Verbrecher angesehen zu werden, geraten war.»⁸ Wagner war als Flüchtling zwar einer von vielen, die nach den gescheiterten Revolutionen in den umliegenden Staaten in die Schweiz gekommen waren. Doch befand er sich von Anfang an in der vorteilhaften Situation, politisch mächtige Freunde zu haben, die ihn protegierten und die eine nicht unerhebliche Kautions für seinen Aufenthalt hinterlegten. Dies lag vor allem daran, dass sie nicht nur den flüchtigen Revolutionär, sondern auch den ehemaligen Hofkapellmeister und Komponist sahen, aus dessen Klavierauszügen Müller «wiederholt in konzerten und gesangsvereinen ganze acte aufgeführt»⁹ hatte. Nach wenigen Monaten sollte es den Zürchern gelingen, Wagner als Dirigent zu gewinnen.

Zunächst war der frisch gebackene Exilant aber damit beschäftigt, die Eindrücke des Maiaufstandes und das Scheitern in Paris zu verarbeiten. Es entstand im Juli 1849 die Schrift *Die Kunst und die Revolution*, im November schloss er *Das Kunstwerk der Zukunft* ab. Beides erschien im Druck. Nach einem weiteren Anlauf in Paris und gescheiterten Weltfluchtplänen mit der jungen Jessie Laussot, verfasste Wagner im Sommer 1850 in Zürich den Artikel «Das Judenthum in der Musik», gefolgt von seinem musiktheoretischen Hauptwerk *Oper und Drama*, das er in der Urschrift im Januar 1851 beendete. Nach der kleinen Abhandlung *Ein Theater in Zürich* bildete die im August abgeschlossene Autobiografie *Eine Mittheilung an meine Freunde*, die als eine Art Bestandsaufnahme mit den Textbüchern des *Fliegenden Holländer*, *Tannhäuser* und *Lohengrin* gedruckt wurde, den Abschluss der sogenannten Zürcher Kunstschriften. Die künstlerische Neuorientierung war damit in der Theorie beendet.

In Zürich nahmen Wagners Freunde regen Anteil an den Schriften. Durch Wilhelm Baumgartner wurde auch Gottfried Keller im fernen Berlin, wo er sich nach zwei Jahren Heidelberg seit April 1850 mit einem Ausbildungs-

⁸ Wagner, *Mein Leben*, S. 429.

⁹ Richard Wagner an Theodor Uhlig, Zürich, 9. August 1849 (Wagner, SBr 3, S. 110).

stipendium der Zürcher Kantonsregierung aufhielt, informiert über Richard Wagner, der, so Baumgartner,

mit dem ganzen Feuer seines Geistes und seiner Energie auf mich zündend einwirkt, ähnlich wie Feuerbach auf Dich, natürlich überwiegend in musikalischer Beziehung. Er ist durch und durch genialer Natur und in seiner Kunstanschauung durch und durch revolutionär. Ich möchte Dich einstweilen auf seine hier geschriebene Arbeit, die er in Leipzig bei Wigand herausgab, aufmerksam machen, nämlich sein «Kunst und Revolution», besonders auf sein «Kunstwerk der Zukunft» (worunter er das Drama in Verbindung und Mitwirkung aller Künste verstanden wissen will). In diesen Tagen gibt er uns in einer Reihe von Vorlesungen (vor einem kleinen Kreise von Freunden) seine neueste, noch ungedruckte Arbeit, «Das Wesen der Oper» [d.i. *Oper und Drama*], worin er sich auf höchst geistreiche Weise über die Geschichte der Oper, die Entwicklung des Dramas, der Sprache, unserer Lyrik etc. ausspricht und, um es mit einem Worte zu sagen, den Gedanken ausführt, daß unsere moderne Oper eigentlich kein Kunstwerk, kein Drama sei, sondern daß der wahre Dichter ein solches erst noch schaffen müsse, in dem der Musiker erst *in zweiter Linie* (statt wie bisher als Hauptfaktor) mit dem Tone *den Dichter* zum vollen wahren Verständnis und zu voller Wirkung mit allen seiner unendlich reichen Mitteln zu bringen habe, natürlich unter Mitwirkung der anderen Künste. – Mehr davon später, da er seine Vorlesungen noch nicht geschlossen. Zum Schlusse liest er seinen neuesten, noch nicht komponierten Operntext «Siegfried», nach dem altnordischen Sagenkreise (Gudrun) bearbeitet; wir kennen es schon, er bringt darin den altdeutschen *Stabreim* (Alliteration und Assonanz, Sprachwurzel und Sprachakzent) wieder zur Geltung gegenüber dem willkürlichen und äußerlichen *Reim* und *Metrum*.¹⁰

Tatsächlich machte sich Keller gleich ans Antworten, stellte seinen am 27. März 1851 begonnenen Brief aber erst im September fertig. Wie Wagner, der den Druck von *Das Kunstwerk der Zukunft* Ludwig Feuerbach widmete, war er ein Anhänger des Philosophen, und wohl auch deshalb versicherte er Baumgartner:

Richard Wagner habe ich schon in Heidelberg in seinen ersten Schriften kennen gelernt und seither alles mit großem Interesse verfolgt, was ich

¹⁰Wilhelm Baumgartner an Gottfried Keller, Zürich, 22. März 1851 (Keller, GB 1, S. 287f.).

von ihm erfuhr, z. B. den Aufsatz von Liszt über ihn. Sein Schriftchen über «Ein Theater in Zürich» habe ich mir kommen lassen und mit Freuden gelesen, und obgleich es leider zunächst nicht viel Folgen haben wird, so hat es doch meine schon früher gefaßte Hoffnung bestärkt, daß ich, nachdem ich mir in Deutschland vielleicht einigen Erfolg und Erfahrungen erworben haben werde, zu Hause nicht ganz abgeschnitten sei, sondern ein Feld zur Wirksamkeit in vaterländischer Luft finden dürfte. Ich bin mit dem Schriftchen ganz einverstanden, nicht so mit den letzten Konsequenzen von Wagners Ideen über die Kunst der Zukunft.¹¹

Baumgartner legte Keller schliesslich im Juni 1852 ferner *Oper und Drama* ans Herz, das er «jedenfalls für jeden Dichter sehr lesenswert» befand und ihm riet, «es einmal ernstlich zur Hand zu nehmen, besonders im dritten Theil das Musikalische».¹² Keller bedankte sich kurze Zeit später für den Hinweis und wollte Wagners neue Schrift bald studieren, «denn abgesehen von der Zeit, ist es in dem intelligenten Berlin weit schwieriger, neue Bücher zu bekommen, ohne sie zu kaufen, als in Bülach oder Winterthur».¹³

Während Keller noch bis November 1855 in Berlin blieb, wo die Publikationen der *Neueren Gedichte* und der vier Bände des *Grünen Heinrich* nicht nur eine finanzielle Erleichterung, sondern auch eine solide Basis für die Karriere als Schriftsteller brachten, lebte sich Wagner in Zürich gut ein. Zu seinem Freundeskreis kamen neben Müller, Baumgartner, Sulzer und Hagenbuch der Journalist und Redakteur der Eidgenössischen Zeitung Johann Bernhard Spyri nebst seiner Gattin Johanna und die deutschen Ehepaare Georg und Emma Herwegh, François und Eliza Wille sowie Otto und Mathilde Wesendonck hinzu. Einer grösseren Öffentlichkeit wurde Wagner durch seine Dirigate am Aktientheater bekannt, wo er nach mehreren Vorstellungen in der Spielzeit 1850/51 die Zürcher Erstaufführungen des *Fliegenden Holländer* und *Tannhäuser* dirigierte. Von 1850 bis 1855 stand er zudem regelmässig in den Abonnementskonzerten der Allgemeinen Musikgesellschaft Zürich (AMG) am Pult und studierte mit dem kleinen Orchester neben Sinfonien von Beethoven Werke von Gluck und Mozart sowie mehrere eigene Kompositionen ein. Die Konzerte erhielten jeweils glühende Rezensionen in der Eidgenössischen Zeitung, der konservativen Zürcher

¹¹ Gottfried Keller an Wilhelm Baumgartner, Berlin, 27. März/September 1851 (Keller, GB 1, S. 294).

¹² Wilhelm Baumgartner an Gottfried Keller, Zürich, 4. Juni 1852 (Keller, GB 1, S. 303).

¹³ Gottfried Keller an Wilhelm Baumgartner, Berlin, Juli 1852 (Keller, GB 1, S. 305).

Tageszeitung, für die der befreundete Spyri verantwortlich zeichnete. Auch Wagners Schriften förderten seine Bekanntheit, wie das Beispiel von Mathilde Wesendonck zeigt: Ihr Interesse am Künstler und Menschen Richard Wagner ergab sich aus ihrer Lektüre seiner *Mittheilung an meine Freunde*.

Neben seinen Dirigaten bei der AMG arbeitete Wagner in den Wohnungen in den Vorderen Escherhäusern am Zeltweg 11 und 13 an seinem *Ring des Nibelungen*. Aus Dresden hatte er das vertonungsfertige Textbuch zur dreiaktigen Heldenoper *Siegfrieds Tod* mitgebracht, das er in Zürich auch mehrmals vorlas. Im Mai 1851 arbeitete er aus diesem Text, der die Keimzelle der *Götterdämmerung* bildete, zunächst den Prosaentwurf eines Dramas *Der junge Siegfried* (heute: *Siegfried*) aus. Im Herbst 1851 schliesslich verkündete er seinem Freund Theodor Uhlig in Dresden aus der Wasserkur in Albisbrunn bei Hausen am Albis: «Arbeiten mit lust und freude, – aber nicht für jetzt. Mit dem Siegfried noch grosse Rosinen im kopfe: drei Dramen, mit einem dreiaktigen Vorspiele.»¹⁴ Später, für alle Öffentlichkeit lesbar, hielt er am Ende der *Mittheilung an meine Freunde* «für ihre Darstellung [...] folgenden Plan fest: – An einem eigens dazu bestimmten Feste gedenke ich dereinst im Laufe dreier Tage mit einem Vorabende jene drei Dramen nebst dem Vorspiele aufzuführen». Seine letzte Kunstschrift schloss er mit den Worten «nur mit meinem Werke seht Ihr mich wieder!»¹⁵ Wagner begann in der Folge mit der Ausarbeitung der vier Textbücher des *Ring des Nibelungen*, heute *Das Rheingold*, *Die Walküre*, *Siegfried* und *Götterdämmerung*. Im Dezember 1852 beendete er die Dichtung mit der Überarbeitung von *Siegfrieds Tod* (*Götterdämmerung*) und las alle Teile zunächst auf Gut Mariafeld bei Meilen vor. Das Publikum bestand aus François und Eliza Wille sowie Georg Herwegh. Anfang 1853 liess Wagner einen Privatdruck anfertigen und lud im Februar im Hotel Baur au Lac zu vier Abenden, an denen er die Dichtungen einem immer grösser werdenden Zuhörerkreis vortrug.¹⁶ Der zu dieser Zeit noch in Berlin weilende Gottfried Keller, der sich seit seiner Münchner Zeit zu Beginn der 1840er-Jahre ebenfalls mit dem Nibelungen-Stoff beschäftigte, erhielt später von Wagner sein persönliches

¹⁴ Richard Wagner an Theodor Uhlig, Albisbrunn, Oktober 1851 (Wagner, SBr 4, S. 197).

¹⁵ Richard Wagner, *Eine Mittheilung an meine Freunde*, in: Richard Wagner, *Sämtliche Schriften und Dichtungen*, Volksausgabe, 16 Bde., 6. Aufl., Leipzig 1911–1914, Bd. 4, S. 344.

¹⁶ Wagner, *Mein Leben*, S. 505.

Exemplar des Privatdrucks des *Ring* mit einer Widmung.¹⁷ Mehrfach äußerte er sich über den Text und Wagners Dichterqualitäten. So schrieb er dem Literatur- und Kunsthistoriker Hermann Hettner im Februar 1856: «Auch ist er [d.i. Wagner] sicher ein Poet, denn seine Nibelungentrilogie enthält einen Schatz ursprünglicher nationaler Poesie im Text. Wenn Sie Gelegenheit haben, so lesen Sie doch dieselbe, Sie werden es gewiss auch finden.»¹⁸ Im April kam er erneut auf die «Nibelungentrilogie» zu sprechen, welche Wagner «für Freunde hat drucken lassen [...]. Sie werden finden, dass eine gewaltige Poesie urdeutsch, aber von antik-tragischem Geiste geläutert, darin weht. Auf mich hat es wenigstens diesen Eindruck gemacht.»¹⁹ Des Weiteren machte er die Berliner Freundin Ludmilla Assing auf Wagners «neues Opernbuch, die Nibelungentrilogie,» aufmerksam. Sie «ist eine glut- und blütenvolle Dichtung an sich schon und hat einen viel tieferen Eindruck auf mich gemacht als alle andern poetischen Bücher, die ich seit langem gelesen. Wenn Sie es noch nicht gelesen haben, so lassen Sie es sich doch von einem geben, der es hat.»²⁰

Die Dichtungen waren für Wagner nur der erste Schritt. In einem zweiten erprobte er im Mai 1853 in enger Zusammenarbeit mit mehreren Zürcher Kulturinstitutionen und mit der finanziellen Unterstützung mehrerer Einwohner und Institutionen der Stadt seine Festspielidee. Mit einem Musikfest wollte er den Kunstfreunden seinen künstlerischen Entwicklungsgang darlegen, sie mit dem Charakteristischen seiner Musik vertraut machen und ihnen mit Werkauszügen und Lesungen der Libretti im Casinosaal am Hirschengraben einen Eindruck von den ganzen Werken vermitteln.²¹ Zudem drängte es ihn, sich das Vorspiel zu *Lohengrin* endlich einmal von einem Orchester vorspielen zu lassen. Nicht zuletzt lotete er mit dem Unterneh-

¹⁷ Gottfried Keller, «Indirekt überlieferte frühe Autobiographie» von 1847, in: Gottfried Keller, *Aufsätze*, hrsg. von Walter Morgenthaler u.a., Zürich u.a. 2012, S. 398 (Gottfried Keller, *Sämtliche Werke*, Bd. 15); siehe auch Artikel «Nibelungen» in Martin Müller, *Gottfried Keller. Personenlexikon*, Zürich 2007, S. 284. Kellers Druckexemplar des *Ring* befindet sich in der Zentralbibliothek Zürich, Signatur 42.262. Keller erhielt von Wagner wahrscheinlich auch ein Textbuch von *Tristan und Isolde*, jedoch ist dies wie andere kleinere Drucke aus Kellers Bibliothek nicht nachzuweisen. Siehe Peter Villwock, «Was stand in Gottfried Kellers Bibliothek», in: *Text Kritische Beiträge* 4 (1998), S. 99–118; siehe auch Nachlass-Inventar Staatsarchiv des Kantons Zürich, Signatur M 30.757a.

¹⁸ Gottfried Keller an Hermann Hettner, Zürich, 6./21. Februar 1856 (Keller, GB 1, S. 425).

¹⁹ Gottfried Keller an Hermann Hettner, Zürich, 16. April 1856 (Keller, GB 1, S. 429f.).

²⁰ Gottfried Keller an Ludmilla Assing, Zürich, 21. April 1856 (Keller, GB 2, S. 44).

²¹ Richard Wagner an die Konzertkommission der Allgemeinen Musikgesellschaft, Zürich, 22. Februar 1853 (Wagner, SBr 5, S. 198ff.).

men die Bereitschaft der Zürcher aus, sich für die Umsetzung seiner Idee zu engagieren. Am 18., 20. und 22. Mai 1853 dirigierte er im Aktientheater mit einem eigens zusammengestellten Orchester, mit Solisten und Zürcher Chören Auszüge aus *Rienzi*, dem *Fliegenden Holländer*, *Tannhäuser* und *Lohengrin*. In musikalischer und gesellschaftlicher Hinsicht wurden die restlos ausverkauften Konzertabende ein bedeutendes Ereignis. Die Neue Zürcher Zeitung (NZZ), das Tagblatt der Stadt Zürich, die Freitagszeitung und die Eidgenössische Zeitung – kritisiert von den anderen Zeitungen wegen ihrer «unmässigen Huldigungen»²² – berichteten positiv über den Anlass. Während die NZZ die in Zürich aussergewöhnliche «Versammlung von Kunstmeistern» herausstrich, die «nur einem Künstler wie Richard Wagner gelingen»²³ konnte, stand in der Eidgenössischen Zeitung zu lesen: «Wie die Fürsten ihre stolzen Hoffeste feiern, so haben wir gestern ein Musikfest gefeiert, um das uns wegen seines Glanzes und Gehaltes alle Residenzstädte Europa's beneiden können. Auch wir haben einen König in unserer Mitte, der uns mit seiner Huld erfreut; sein Reich aber ist die Kunst.»²⁴ In der wachsenden Euphorie stellte die Freitagszeitung fest, «[d]er Kanton Zürich wird es nie zu bereuen haben, dass er *diesem* Flüchtling ein Asyl gewährte; wir denken, man sollte ihm hier eine neue *Heimath* geben. Ein solcher Bürger wäre ein *Ehrenbürger* im wahrsten Sinne des Wortes.»²⁵ Auch Wagner selbst war sehr zufrieden mit der geglückten Umsetzung. «[W]er nun das gute Zürich mit seinen ächten Zöpfen und Philistern kennt», so in einem Brief an den ehemaligen Kapellmeisterkollegen August Röckel, «muss über diese Thatsache allerdings in Erstaunen gerathen, und auch ich kann nicht läugnen, dass mich dieser Beweis eines unerhörten Vertrauens und einer ungewöhnlichen Liebe sehr rührte.»²⁶ Gegenüber seinem älteren Bruder Julius Wagner in Leipzig zeigte er sich sicher, dass er in der Limmatstadt noch viel werde vollbringen können, «und gewiss mehr, als in Euren verlumpten Residenzen, wo ich nie nur zum Mistausräumen kommen würde, wogegen ich hier doch sogleich frisch anfangen kann».²⁷

²² Neue Zürcher Zeitung 139, 19. Mai 1853, S. 611; alle Rezensionen sind gesammelt in Werner Gabriel Zimmermann, *Richard Wagner in Zürich. Materialien zu Aufenthalt und Wirken*, 2 Bde., Zürich 1986 und 1988 (170. und 172. Neujahrsblatt der Allgemeinen Musikgesellschaft Zürich).

²³ Neue Zürcher Zeitung 139, 19. Mai 1853, S. 611.

²⁴ Eidgenössische Zeitung 137, 19. Mai 1853, S. 570.

²⁵ Freitagszeitung 21, 27. Mai 1853.

²⁶ Richard Wagner an August Röckel, Zürich, 8. Juni 1853 (Wagner, SBr 5, S. 314).

²⁷ Richard Wagner an Julius Wagner, Zürich, 13. Juni 1853 (Wagner, SBr 5, S. 325).

Am 1. November 1853, nach einer Kur in St. Moritz mit Georg Herwegh und einer Reise ans Mittelmeer, begann Richard Wagner mit der Komposition des *Rheingold*. Seit gut fünf Jahren hatte er – abgesehen von einer Polka und einer Klavier-Sonate für Mathilde Wesendonck im Sommer des Jahres – nichts mehr komponiert. Das *Rheingold* machte rasche Fortschritte, nach dessen Abschluss entstand im Mai 1854 der *Züricher Vielliebchenwalzer* für Klavier bevor Wagner mit der *Walküre* begann. Als er im Dezember 1855 an der Partiturerstschrift des dritten Akts der *Walküre* arbeitete und laut der Erinnerung in *Mein Leben* «von einem Spaziergange heimkehrend [...] den Inhalt der drei Akte» von *Tristan und Isolde* aufzeichnete,²⁸ machte sich Gottfried Keller von Berlin via Dresden auf den Heimweg nach Zürich. Er traf dort Mitte des Monats ein und zog wieder zu Mutter und Schwester, die mittlerweile an der Gemeindestrasse 25 in Hottingen und damit nicht weit weg von Wagners Wohnung am Zeltweg 13 wohnten. Nachdem nun endlich *Der grüne Heinrich* publiziert war, hatte eine «traurige Affäre» mit einem Frauenzimmer Keller so grossen Kummer beschert, dass er am Ende beschloss, Berlin zu verlassen. Der Mutter erklärte er weiter, er wolle zudem alle Schulden begleichen, und dann «gänzlich reinen Tisch machen, zu Hause sein und mich wohl befinden, dann kann ich erst vorwärts kommen».²⁹ In Zürich würde er gemäss Ankündigung an Sulzer «eine ordentliche und geregelte Industrie [...] betreiben. Rohstoff hat sich nun genug angesammelt während der sieben Jahre in der Wüste».³⁰ Tatsächlich war für Keller vor allem der Berliner Aufenthalt fruchtbar und wegweisend: Fast alle seine Erzählungen haben ihre Wurzeln in diesen Jahren, worin sich gewisse Parallelen zu Wagners produktiver Exilzeit in Zürich ziehen lassen. Beendet wurden *Der Grüne Heinrich* und *Die Leute von Seldwyla*, und so urteilte Keller über das Ende des Jahres 1855 später in der Autobiografie: «Wenn auch ein schlechter, so war ich bei der Dicke des Buches [d.i. *Der Grüne Heinrich*] nun doch ein Schriftsteller.»³¹

Zurück in seiner Geburtsstadt wunderte sich Keller in einem Brief an Ludmilla Assing, «wie es in Zürich von Gelehrten und Literaten wimmelt, und man hört fast mehr Hochdeutsch, Französisch und Italienisch sprechen als

²⁸ Wagner, *Mein Leben*, S. 524.

²⁹ Gottfried Keller an Elisabeth Keller, Berlin, 11. November 1855 (Keller, GB 1, S. 132).

³⁰ Gottfried Keller an Johann Jakob Sulzer, Berlin, 16. November 1855 (Keller, GB 4, S. 53).

³¹ Gottfried Keller, *Autobiographisches*, in: Keller, *Aufsätze*, S. 414; ursprünglich in zwei Teilen abgedruckt in der Zeitschrift *Die Gegenwart* am 16. Dezember 1876 und 6. Januar 1877.

unser altes Schweizerdeutsch, was früher gar nicht so gewesen ist».³² Bald müssen Keller und Wagner einander vorgestellt worden sein, wahrscheinlich durch Johann Jakob Sulzer, der im Übrigen für beide gleichermassen die Rolle des «ökonomischen Schutzpatrons»³³ einnahm. In den Briefen äusserte sich Keller mehrfach über seine neue Bekanntschaft. Neben den Empfehlungen der Nibelungen-Dichtung ist zu lesen, dass er viel mit Wagner umgehe und, so an Hettner, dieser ein «hochbegabter Mensch [...] und sehr liebenswürdig» bzw. ein «genialer und auch guter Mensch» sei.³⁴ «Sonst ist auch die Gesellschaft gut in Zürich. Richard Wagner ist ein sehr genialer und kurzweiliger Mann, von der besten Bildung und wirklich tiefsinnig»³⁵, schrieb Keller zudem an Ludmilla Assing. Ob er bis dahin neben den Schriften Wagners Musik kennengelernt hatte, ist unklar. Sicher ist aber, dass er zu seinem ausdrücklichen Bedauern die Berliner Erstaufführung des *Tannhäuser* im Januar 1856 verpasst hatte, auf die schon im November «ganz Berlin gespannt» gewesen war.³⁶ In Zürich jedenfalls blieben ihm vor allem private Aufführungen, da Wagner als Dirigent seit 1855 nicht mehr öffentlich auftrat. Zuvor hatte er neben den Zürcher Erstaufführungen des *Fliegenden Holländer* 1852 und des *Tannhäuser* 1855 am Aktientheater immer wieder eigene Werke in den Konzerten der AMG dirigiert. In den verbleibenden drei Jahren in der Limmatstadt stellte er nur im Freundeskreis gelegentlich Auszüge seiner neuen Kompositionen vor. Wagner liess Keller jedoch anderweitig an seinem Werk im weitesten Sinne teilnehmen: Er liess ihm Arthur Schopenhauers *Die Welt als Wille und Vorstellung* aus, das ihm von Georg Herwegh empfohlen worden war und das er zwischen September 1854 und Sommer 1855 mindestens fünf Mal gelesen hatte. Schopenhauer wurde Wagners «Hausphilosoph».³⁷ In Wagners erstem erhaltenen Brief an Keller erbat er das Buch von Keller für ein paar Tage zurück: «Ich hätte – in meiner jetzigen Musse – Lust, sein Urtheil über Musik zu besprechen u. zu beleuchten, weshalb ich das 3te Buch schnell zur Hand haben müsste. Eben so gern lasse ich mich aber auch von diesem Vorhaben abbringen!»³⁸ Ob Keller das Schopenhauer-Werk damals wirklich las, ist nicht bekannt.

³² Gottfried Keller an Ludmilla Assing, Zürich, 21. April 1856 (Keller, GB 2, S. 44).

³³ Müller, Gottfried Keller Personenlexikon, S. 415.

³⁴ Gottfried Keller an Hermann Hettner, Zürich, 6./21. Februar und 16. April 1856 (Keller, GB 1, S. 425 und 429).

³⁵ Gottfried Keller an Ludmilla Assing, Zürich, 21. April 1856 (Keller, GB 2, S. 43f.).

³⁶ Gottfried Keller an Johann Jakob Sulzer, Berlin, 16. November 1855 (Keller, GB 4, S. 53).

³⁷ Claus-Dieter Osthövene, «Wagner und die Philosophie seiner Zeit», in: *Wagner Handbuch*, hrsg. von Laurenz Lütteken, Kassel 2012, S. 181ff.

³⁸ Richard Wagner an Gottfried Keller, Zürich, 1856 (Wagner, SBr 8, S. 239).

Von Wagner sind aus der Zürcher Zeit keine schriftlichen Äusserungen über Gottfried Keller als Mensch oder Schriftsteller überliefert. Erst die Autobiografie *Mein Leben* enthält eine längere Erinnerung an ihn. Wagner war jedoch ein eifriger Leser, und so finden sich verschiedene Belege für eine rege Keller-Lektüre. Bereits um den Jahreswechsel 1855/56 bat Wagner Sulzer brieflich, ihm doch sein Exemplar des *Grünen Heinrich* auszuleihen, da er ihn gerne einmal lese.³⁹ Wagner schätzte Kellers Werke und wurde laut der Sängerin und Nachbarin Emilie Heim nicht müde, «sich an den ‹Leuten von Seldwyla› zu ergötzen». Gemäss ihrer Erinnerung habe er «im engeren Freundeskreis manchmal ganze Stücke daraus: z.B. ‹Die gerechten Kammacher› und ‹Spiegel das Kätzchen›, mit grossem Vergnügen vorgelesen».⁴⁰

Im Frühjahr 1856 ging das Leben in Zürich seinen Gang. Keller erzählte Lina Duncker vom Besuch der «akademischen Vorlesungen, die jetzt in Zürich sehr grassieren. Fünf- bis sechshundert Herren und Damen hockten zusammen in den grossen Sälen, und da es mitunter sehr treffliche Vorträge gab, viel besser als in der Singakademie zu Berlin, so musste man auch hingehen, um als kein Barbar zu erscheinen.»⁴¹ Sonst genoss er den Frühling und schwärmte Ludmilla Assing vom nationalen Festleben vor, das «mit den ersten Frühlingstagen [...] wieder begonnen und [...] bis zum Herbst sein Wesen treiben» wird. «[I]n Zürich haben wir vor vierzehn Tagen ein grosses altstädtisches Frühlingsfest gehabt, wo alle Nationen der Erde, wilde und zahme [...], in den reichsten und zierlichsten Kostümen zu Ross und Wagen und zu Fuss durch die Strassen zogen. Auch ergreifen meine Herren Landsleute, als ob sie nicht bereits Feste genug hätten, begierig den Anlass der Eisenbahneröffnungen, um gleich ein grosses Volksfest daraus zu machen, wo viele Tausende zusammenkommen.»⁴² Richard Wagner hingegen hatte sich schon seit 1855 weitgehend vom öffentlichen Leben zurückgezogen und litt unter verschiedenen Folgen des Exils. Neben der ausbleibenden Amnestie belastete ihn die andauernde Geldnot, in der er sich durch ausbleibende Tantiemenzahlungen der ausländischen Theater befand. Mit diesen hatte er fest gerechnet, als er im Oktober 1853 seine Wohnung am Zeltweg 13 neu ausstatten liess. Nach der Rückkehr von einer Reise klagte Minna Wag-

³⁹ Richard Wagner an Johann Jakob Sulzer, Zürich, Ende 1855/Anfang 1856? (Wagner, SBr 7, S. 334).

⁴⁰ Adolf Steiner, *Richard Wagner in Zürich*, 3 Bde., Zürich u.a. 1901–1903 (89., 90. und 91. Neujahrsblatt der Allgemeinen Musikgesellschaft Zürich), Bd. 2, S. 12f.

⁴¹ Gottfried Keller an Lina Duncker, Zürich, 6. März 1856 (Keller, GB 2, S. 153f.).

⁴² Gottfried Keller an Ludmilla Assing, Zürich, 21. April 1856 (Keller, GB 2, S. 44).

ner ihrer Freundin Mathilde Schiffner, wie sie statt der alten Möbel «roth seidene und sammtene [...], auch rothe Vorhänge mit gesticktem Tüll darunter»⁴³ vorfand. Das üppige Interieur versetzte dann später auch Gottfried Keller in Staunen, und er berichtete dem Lyriker und Übersetzer Ferdinand Freiligrath: Wagner «unterhält einen Nipptisch, worauf eine silberne Haarbürste in kristallener Schale zu sehen ist etc. etc.»⁴⁴ Ab Herbst 1854 verwalteten jedenfalls Johann Jakob Sulzer und Otto Wesendonck, der einen guten Teil von Wagners Schulden beglich, dessen Finanzen und zahlten ihm einen fixen Jahresbetrag aus. Wagner kam je länger je weniger damit aus, und so zeigte sich Minna Anfang 1856 in einem Brief an Schiffner betroffen darüber, dass ihr Mann sich oft mit Sulzer zankte, «vorigen Sonntag erst so heftig, dass Sulzer den Hut nahm und ohne Adieu zu sagen fortlief. Natürlich muss ich als Versöhnerin dazwischen treten, weil er immer recht hat und ich nicht möchte, dass ein so grundbraver Freund sich von meinem Brausekopf abwendet.»⁴⁵

Im März 1856 beendete Wagner die Reinschrift der *Walküre*. Eine Privataufführung des ersten Akts mit Emilie Heim als Sieglinde, Wagner selbst als Siegmund und Hunding sowie Theodor Kirchner am Klavier am 26. April in Wagners Wohnung gab Zeugnis vom entstandenen Werk – und brachte die langersehnte Erhöhung des Jahresbetrags. Durch die Ablehnung eines weiteren Gnadengesuchs in Sachsen, in dem er um Zutritt nach Deutschland zur künstlerischen Anregung durch Besuche von Aufführungen seiner Werke sowie bei Freunden wie Franz Liszt ersucht hatte, erlebte Wagner einen Rückschlag. Neuen Mut brachte Liszts sehnsüchtig erwarteter Besuch. Am 13. Oktober 1856 trafen der Freund und seine Lebenspartnerin, die Fürstin Carolyne zu Sayn-Wittgenstein, zu einem mehrwöchigen Aufenthalt in Zürich ein. In *Mein Leben* erinnerte sich Wagner: «[W]ir fanden uns plötzlich von einer zunehmenden Anzahl von interessanten Menschen umgeben, von denen wir keine Ahnung gehabt hatten, dass sie in Zürich hausten, welche aber überall alsbald unleugbar auftauchten.»⁴⁶ Auch Keller berichtete, hier an Ludmilla Assing, wie «alle Kapazitäten Zürichs herbeigezogen [wurden], einen Hof zu bilden. Ich wurde versuchsweise auch ein paarmal

⁴³ Minna Wagner an Mathilde Schiffner, Zürich, 14. November 1853, Abschrift Zentralbibliothek Zürich, Signatur Ms. Q 177, Bd. 2, S. 22.

⁴⁴ Gottfried Keller an Ferdinand Freiligrath, Zürich, 30. April 1857 (Keller, GB 1, S. 262).

⁴⁵ Minna Wagner an Mathilde Schiffner, Zürich, 16. Februar 1856, Abschrift Zentralbibliothek Zürich, Signatur Ms. Q 177, Bd. 2, S. 69f.

⁴⁶ Wagner, *Mein Leben*, S. 552f.

zitiert, aber schleunigst wieder freigegeben. Bei den andern Brutussen hingegen machte die Fürstin entschieden Glück, und alle sind ihres Lobes voll, besonders da sie seither an alle einzelnen, wie Vischer, Moleschott, Köchly etc., interessante Briefe schreibt.»⁴⁷ Keller schilderte ausserdem Hettner, wie Liszt «mit Wagner schrecklich Musik» schwärmte.⁴⁸ Der unbestrittene Höhepunkt des Aufenthalts war die Feier von Liszts 45. Geburtstag im Hotel Baur au Lac am 22. Oktober 1856, in welcher der erste Akt der *Walküre* mit Wagner und Emilie Heim in den Gesangsrollen und Liszt am Klavier stattfand. Dies war das erste Mal, dass eine grössere Öffentlichkeit Musik aus dem im Entstehen begriffenen *Ring des Nibelungen* hörte. Nach einem gemeinsamen Konzertdirigat von Wagner und Liszt in St. Gallen reisten der Freund und seine Entourage Ende November wieder ab.

Wagner arbeitete weiter am ersten Akt des *Siegfried* und skizzierte erste musikalische Themen zu *Tristan und Isolde*, der Oper, die er für eine baldige Aufführung und zum schnellen Geldverdienen schreiben wollte. Keller meldete Hettner, Wagner wünsche «jedenfalls nach Deutschland zurückkehren zu können, um wieder in die Theaterluft zu gelangen und Boden unter die Kunstfüsse zu bekommen».⁴⁹ Doch eine Amnestie liess auf sich warten. Im Gegenteil versetzte die Kriegsgefahr zwischen der Schweiz und Preussen nach dem Neuenburger Putsch im September 1856 und ein mögliches Einmarschieren preussischer Truppen Wagner wochenlang in grösste Sorge um seine Sicherheit – während Keller sich politisch engagierte und Ludmilla Assing berichtete, er habe «Leitartikel geschrieben, in die Scheibe geschossen, in den Kaffeehäusern gekanngiessert und lauter solches Teufelszeug getrieben. Meine Schwester strickte Strümpfe für die Soldaten, kam damit zu spät und jammerte sehr».⁵⁰ Wagners Stimmung wurde durch mehrere Pianisten, ein Flötist und einen Schmied in der Nachbarschaft zusätzlich gereizt. Unter alldem hatten seine Bekannten zu leiden, und so schimpfte etwa Keller im März 1857 in einem Brief an Lina Duncker, Wagner sei «wieder sehr rappelköpfig und eigensüchtig geworden, denn Jener [d.i. Liszt] bestärkt ihn in allen Torheiten».⁵¹ Mit Letzteren spielte Keller wohl vor allem auf die künstlerischen Pläne für den *Ring des Nibelungen*, *Tristan und Isolde* sowie das Buddha-Drama *Die Sieger* an. Anfang April 1857 will Wagner laut

⁴⁷ Gottfried Keller an Ludmilla Assing, Zürich, Februar 1857 (Keller, GB 2, S. 54).

⁴⁸ Gottfried Keller an Hermann Hettner, Zürich, 18. Oktober 1856 (Keller, GB 1, S. 434).

⁴⁹ Gottfried Keller an Hermann Hettner, Zürich, 18. Oktober 1856 (Keller, GB 1, S. 435).

⁵⁰ Gottfried Keller an Ludmilla Assing, Zürich, Februar 1857 (Keller, GB 2, S. 53).

⁵¹ Gottfried Keller an Lina Duncker, Zürich, 8. März 1857 (Keller, GB 2, S. 166).

Mein Leben auf der Zinne seines Häuschens neben der Villa Wesendonck zudem «schnell ein ganzes Drama» mit drei Akten zum Parsifal-Stoff flüchtig skizziert haben.⁵²

Keller stand diesen kühnen Entwürfen, hochfliegenden Plänen und Wagners offensiver Selbstpositionierung als Zukunftsmusiker offensichtlich mit einer gewissen Skepsis gegenüber. Nicht zuletzt mit den Eindrücken der vom «Pumpgenie» Wagner üppig ausgestatteten Wohnung im Hinterkopf bezeichnete Keller Wagner in einem Brief an Ferdinand Freiligrath zwar als «sehr begabte[n] Mensch[en], aber auch etwas Friseur und *Charlatan*».⁵³ Die Äusserung mag damit zusammenhängen, dass der Schriftsteller Keller zwar Wagners Texte schätzte, aber mit seiner Musik nicht viel anfangen konnte – und er war übrigens nicht der einzige Zeitgenosse, der dessen poetisches Talent über sein kompositorisches stellte. Arthur Schopenhauer etwa, dem Wagner auch einen Privatdruck seiner *Nibelungen*-Dichtung zusandte, äusserte später gegenüber François Wille, Wagner sei ein Dichter und solle die Musik an den Nagel hängen.⁵⁴

In der Tat rief die Musik des *Ring des Nibelungen* höchst unterschiedliche Meinungen hervor: Während zum Beispiel Wagners ehemaliger Dirigierschüler Hans von Bülow im Spätsommer 1857 stark davon beeindruckt war und das Werk als zukunftsweisend betrachtete, so schätzte der Theaterdirektor Eduard Devrient zur gleichen Zeit zwar die Qualität der Figuren und einzelner Stellen. Seiner Frau gestand er nach einigen Hörproben, «aber mindestens ebensoviel klingt es, als ob einer einen Text zur Hand nimmt und wie toll improvisierend singt, ein anderer aber dazu auf dem Klavier nicht weniger toll umhertrommelt».⁵⁵ Vermutlich wird bei Kellers Urteil über Wagner auch ein bisschen Neid und Unmut über die eigene Unproduktivität mitgeschwungen haben, denn im selben Brief an Freiligrath berichtete er:

Ich [...] habe mich von den Berliner Strapazen erholt und viel schönes Schweizerisches erlebt, [bin] aber bereits auch wieder so verknumrt, daß

⁵² Wagner, *Mein Leben*, S. 561.

⁵³ Gottfried Keller an Ferdinand Freiligrath, Zürich, 30. April 1857 (Keller, GB 1, S. 262).

⁵⁴ Siehe *Wagner-Chronik. Daten zu seinem Leben und Werk*, zusammengestellt von Martin Gregor-Dellin, 2. Aufl., München u.a. 1983, S. 74.

⁵⁵ Zitiert nach Max Fehr, *Richard Wagners Schweizer Zeit*, 2 Bde., Aarau u.a. 1934 und 1952, Bd. 2, S. 95.

ich meistens allein zu Hause hocke und arbeite oder lese, was mir am Ende am besten bekommt. Ich muß jetzt noch einige Bände novellistische Sachen fertig machen, welche angelegt sind, und dann werde ich endlich, wahrscheinlich etwa um das vierzigste Jahr herum, auf die dramatische See auslaufen, nachdem ich es vor 7 Jahren tendiert. [...] [D]ann müsste es doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht der Shakespeare der Zukunft würde.⁵⁶

Schliesslich trafen mit Richard Wagner und Gottfried Keller zwei sehr unterschiedliche Persönlichkeiten aufeinander. «Ob es dem schlichten und allem Scheingepräge abholden Dichter immer wohl gewesen ist in diesen prunkvollen Assembles, in der jedermann Wagner Weihrauchkerzen anzündete, um ihren Duft selber an seinen Kleidern mit nach Hause zu tragen?», fragte sich Emil Ermatinger in seiner auf Jakob Baechtold fussenden Keller-Biografie. Wagner äusserte sich später, laut Cosimas Tagebuch, wie folgt zu Kellers Persönlichkeit: «Wenn er einmal sprach und etwas Gutes sagte, da kam es wie Kartoffeln aus einem Sacke heraus.»⁵⁷ Eine von Baechtold überlieferte Anekdote führen sowohl Ermatinger als auch der frühe Wagner-Biograf Carl Friedrich Glasenapp für den Zusammenprall der beiden Welten an. Es werde erzählt, dass Keller «mitten in grosser Tafelrunde bei Sulzer, in welcher, ausser einigen Damen, Wagner, Jakob Burckhardt, Semper, Vischer, Ettmüller, Baumgartner u.a. sassen, unter masslosem Schimpfen auf einen, mehreren Anwesenden befreundeten Schriftsteller, eine kleine vor ihm stehende Beige kostbaren japanesischen Porzellans mit der Faust zertrümmerte und völlig wütend von Baumgartner abgeführt werden musste».⁵⁸ Die «originelle Persönlichkeit des kleinen, breitschulterigen, untersetzten, bärtigen Mannes, in seiner urwüchsigen schweizerischen Derbheit, mit den feurigen dunklen Augen unter der mächtigen Stirn, wortkarg, aber stets bereit, wenn ihn etwas ärgerte, unverhohlen seine Meinung zu äussern», habe gemäss Glasenapp dennoch Wagners Gunst gewonnen und «sie trotz seiner drastischen Ungebärdigkeiten stets zu behaupten gewusst. [...] Trotz solcher Unberechenbarkeiten und seltsamen Ausschreitungen – unzertrennlich von Kellers

⁵⁶ Gottfried Keller an Ferdinand Freiligrath, Zürich, 30. April 1857 (Keller, GB 1, S. 261).

⁵⁷ *Cosima Wagner. Die Tagebücher*, ediert und kommentiert von Martin Gregor-Dellin und Dietrich Mack, 2. Aufl., München u.a. 1982, Bd. 2, S. 294, Eintrag vom 20. Januar 1879.

⁵⁸ *Gottfried Kellers Leben*, mit Benutzung von Jakob Baechtolds Biographie dargestellt von Emil Ermatinger, Stuttgart u.a. 1915, S. 378.

ganzem Wesen – blieb dieser doch sowohl bei Wagner, als auch bei den sonstigen Züricher Freunden immer wohlgelitten.»⁵⁹

Ende April des Jahres 1857 wurden Richard Wagner und seine Frau wenigstens ihrer akutesten Sorgen enthoben: Die Kriegsgefahr hatte sich verzogen, und sie konnten ein Häuschen neben der beinahe fertigen Villa Wesendonck an der Gablerstrasse, das sog. Asyl beziehen. Während sich Keller Ende Juni verzweifelt an Sulzer wandte «in der ungeheuerlichen Anfrage: ob Sie mir auf *zwei Monate* gegen Schuldschein und nötige Verzinsung *eintausend Franken* vorschliessen oder verschaffen könnten»⁶⁰, hatte sich dank Otto Wesendonck Wagners Traum vom ruhigen Häuschen im Grünen erfüllt. Auch Minna Wagner war sehr zufrieden mit dem Anwesen, dessen grosser Nutzgarten ihre Haushaltskasse entlastete. Wagner hatte Ende Juni die Arbeit am *Siegfried* abgebrochen und, so an Franz Liszt, den «jungen Siegfried noch in die schöne Waldeinsamkeit geleitet; dort hab' ich ihn unter der Linde gelassen und mit herzlichen Thränen Abschied genommen: – er ist dort besser dran als anders wo. [...] Noch vorigen Winter gab mir die Zuversicht, mit der Du von mir schiedest und Dein Vertrauen auf meine sehr baldige Erlösung aus meinem stummen, klanglosen Asyle, den – bereits nöthig gewordenen – Muth, fortzufahren; es bedurfte aber bereits dessen, denn, nachdem ich nun acht Jahre ohne alle Erfrischung durch gute Aufführung eines meiner Werke geblieben bin, wird mir mein Zustand endlich unerträglich.» Stattdessen wollte er nun mit Hochdruck an *Tristan und Isolde* arbeiten, um das Werk «in geringen, die Aufführung erleichternden Dimensionen» bereits 1858 aufzuführen.⁶¹

Über den Sommer stellten sich aber erst einige Besucher im «Asyl» ein, zunächst Ende Juni der nun in Karlsruhe wirkende Theaterdirektor Eduard Devrient. Während seines mehrtägigen Aufenthalts erfolgten zahlreiche Einladungen im Bekanntenkreis, darunter auch an Gottfried Keller. Was neben Essen im «Asyl» am 2. Juli 1857 noch auf dem Programm stand, berichtete dieser in einem Brief an Lina Duncker: «Es wurde im Shakespeare und *«Faust»* gelesen und aus Wagners grossem Nibelungenwerk musiziert, wo es sehr hoch und poetisch zugeht. Hübsche Damen waren fleissig im schönen

⁵⁹ Carl Friedrich Glasenapp, *Das Leben Richard Wagners in sechs Büchern dargestellt*, 6 Bde., 4. Aufl., Leipzig 1905, Bd. 3, S. 111.

⁶⁰ Gottfried Keller an Johann Jakob Sulzer, Hottingen, 18. Juni 1857 (Keller, GB 4, S. 54).

⁶¹ Richard Wagner an Franz Liszt, Zürich, 28. Juni 1857 (Wagner, SBr 8, S. 354).

Dasitzen und meine Wenigkeit ganz emsig in stillem Unschönsein.»⁶² Am 22. August konnten die Wesendoncks endlich ihre neue Villa, das heutige Museum Rietberg, beziehen. Dadurch waren Richard Wagner und seine Muse Mathilde Wesendonck nun unmittelbare Nachbarn. Im September kamen Hans von Bülow, der am Zürcher Aktientheater seine grosse Karriere begonnen hatte, und seine junge Frau Cosima, die Tochter von Franz Liszt, in Zürich an und verbrachten vier Wochen ihrer Hochzeitsreise bei den Wagners. In dieser Zeit gab es zahlreiche Zusammenkünfte mit den Wesendoncks, dem ebenfalls eingetroffenen Exilanten Gottfried Semper, Keller, den Ehepaaren Georg und Emma Herwegh sowie François und Eliza Wille, bei denen es unter anderem zu privaten Lesungen des neuen *Tristan*-Textbuchs und Aufführungen der beiden ersten Akte des *Siegfried* kam. Keller machte sich gegenüber Ludmilla Assing ein wenig über diese «Episödchen des Zukunftskultus»⁶³ lustig, über die ihn allerdings die Bekanntschaft mit Cosima von Bülow hinwegtröstete. Der Berliner Freundin versicherte er, ihr «Lob der Cosima hat sich glänzend bewährt, und diese vortreffliche und eigentümliche Frau hat mir so wohl und ungeteilt gefallen, wie seit langer Zeit kein Frauenzimmer».⁶⁴

Für Wagner hatte bereits mit dem Einzug ins «Asyl» ein wahrer Schaffensrausch eingesetzt. Nach den beiden *Siegfried*-Akten und dem Textbuch von *Tristan und Isolde* begann er am 1. Oktober 1857 mit der Komposition des *Tristan* und vertonte in den nächsten Monaten, teils als Studien dazu, fünf Gedichte von Mathilde Wesendonck, die sog. Wesendonck-Lieder. Das Lied «Träume» liess Wagner mit Minnas Unterstützung sogar an Mathildes Geburtstag im Dezember im Treppenhaus der Villa aufführen und überreichte ihr an Silvester die Kompositionsskizze des ersten Akts des *Tristan*. Als Otto Wesendonck nach seiner Geschäftsreise in die USA davon erfuhr, war er weder erfreut über das beinahe intim anmutende Verhältnis zwischen seiner Frau und dem Komponisten noch darüber, dass jener sich während seiner Abwesenheit als Hausherr seiner Villa aufspielte. Der «nachbarlichen Verwirrung»⁶⁵, wie Wagner die Situation später in seinen *Annalen* bezeichnete, entzog sich der Exilant mit einer Paris-Reise.

⁶² Gottfried Keller an Lina Duncker, Zürich, nach dem 3. Juli 1857 (Keller, GB 2, S. 171).

⁶³ Gottfried Keller an Ludmilla Assing, Zürich, 26. August 1857 (Keller, GB 2, S. 62).

⁶⁴ Gottfried Keller an Ludmilla Assing, Zürich, 25. November 1857 (Keller, GB 2, S. 65).

⁶⁵ Richard Wagner, *Annalen für die Jahre 1846 bis April 1864*, in: Richard Wagner, *Das braune Buch. Tagebuchaufzeichnungen 1865 bis 1882*, hrsg. von Joachim Bergfeld, Zürich u.a. 1975, S. 128.

Nach seiner Rückkehr wollte Wagner den Förderer mit einem eigenen Privatkoncert versöhnen: Zur Feier von Ottos Geburtstag und zur Einweihung der Villa führte er am 31. März 1858 mit einem kleinen Orchester ein Programm aus Sinfoniesätzen Beethovens auf. Während gemäss Eliza Willes Bericht an den Vater der ganze «beau monde» Zürichs versammelt war,⁶⁶ blieb Keller fern: Er war beim ausgelassenen Tanzen am Sechseläuten gestürzt und musste wegen seiner lädierten Nase, so an Ludmilla Assing, «acht Tage ein Pflaster tragen und zu Hause bleiben [...]! Ich verlor darüber ein elegantes Konzert, welches eine Familie Wesendonck hier in ihrer Villa gab. Richard Wagner hatte eine Anzahl Musiker zusammengewürfelt und in kurzer Zeit so gut geschult, dass sie eine Auswahl Beethovenscher Sätze ganz vortrefflich sollen gespielt haben. Es waren etwa dreissig Musici und etwa doppelt so viel eingeladene Gesellschaft, was für eine Privatgeschichte in Zürich ganz unerhört war. Ein Streichquartett war das Höchste, was bisher vorkam.»⁶⁷ Wagner erhielt als Geschenk einen von Gottfried Semper entworfenen Taktstock aus Elfenbein. Dennoch: Auch dieser Anlass, an dem Wagner übrigens letztmals in der Zürcher Öffentlichkeit auftrat, konnte die Wogen nicht dauerhaft glätten. Die Eheleute Wagner trafen daher im Sommer 1858 die Entscheidung, die durch den Zwist mit den Nachbarn noch schwieriger gewordene Exilsituation zu beenden und Zürich zu verlassen. Nach über 20-jähriger Ehe trennten sich ihre Wege: Richard Wagner, immer noch nicht amnestiert, fuhr am 17. August 1858 über Genf ins vermeintlich sichere Venedig. Nach der Ausweisung im folgenden Frühling sollte er nach Luzern reisen und dort im Hotel Schweizerhof die Partitur von *Tristan und Isolde* vollenden. Minna Wagner löste nach der Abreise ihres Mannes den gemeinsamen Hausstand auf und kehrte nach Dresden zurück.

Die Zürcher Jahre wirkten bei Richard Wagner lange nach. Spuren Zürichs und ausgewachsene «Keimlinge» aus dem Treibhaus Zürich, um noch einmal das Motto der Festspiele 2013 aufzugreifen, sind im weiteren Leben und Werk allgegenwärtig: Die in Zürich begonnenen bzw. entworfenen Kompositionen wurden fertig, allen voran *Tristan und Isolde*, *Siegfried* und die *Götterdämmerung* und damit *Der Ring des Nibelungen* sowie *Parsifal* als Wagners letztes grosses Bühnenwerk. Auch die auf *Tristan* folgende Oper *Die*

⁶⁶ Eliza Wille an Robert Miles Sloman, Mariafeld, 1. April 1858; deutsche Übersetzung des Briefes abgedruckt in Fehr, *Wagners Schweizer Zeit*, Bd. 2, S. 121.

⁶⁷ Gottfried Keller an Ludmilla Assing, Zürich, 21. April 1858 (Keller, GB 2, S. 76).

Meistersinger mit der Reminiszenz an die Zürcher Zunftgesellschaft und die Festwiese des Sechseläutens hat starke Bezüge zu seiner Exilstadt. Neben den Werken bleiben natürlich auch die Festspiele und das Festspielhaus zu nennen, das in Bayreuth zu stehen kam und noch heute in Betrieb ist.

Das Verhältnis zwischen Wagner und Keller kühlte sich später etwas ab, und auf beiden Seiten erklangen – trotz der anhaltenden gegenseitigen Wertschätzung – recht kritische Töne. In seinem Aufsatz «Zum Mythenstein» vom April 1861 fällt Keller ein harsches Urteil über Richard Wagners Versuch «eine Poesie zu seinen Zwecken selbst zu schaffen, allein ohne aus der Schrulle der zerhackten Verschen herauszukommen, und seine Sprache, so poetisch und grossartig sein Griff in die deutsche Vorwelt und seine Intentionen sind, ist in ihrem archaischen Getändel nicht geeignet, das Bewusstseyn der Gegenwart oder gar der Zukunft zu umkleiden, sondern sie gehört der Vergangenheit an».⁶⁸ Beim Abfassen der Autobiografie *Mein Leben*, die Wagner für seinen neuen «Schutzpatron» Ludwig II. in die Feder seiner zweiten Frau Cosima, geschiedene von Bülow, diktierte, liess er seine Zürcher Zeit Mitte der 1870er-Jahre noch einmal Revue passieren und widmete eine längere Passage

Gottfried Keller, welcher als Züricher Kind durch seine Dichtungen in Deutschland sich einen guten Ruf erworben hatte und nun, von seinen Landsleuten hoffnungsvoll begrüßt, nach seiner Heimat sich zurückwendete. Bereits hatte Sulzer mich auf mehrere seiner Arbeiten, namentlich auch seinen größeren Roman «Der grüne Heinrich», wohlwollend, doch ohne jede Übertreibung aufmerksam gemacht. Ich war nun erstaunt, in Keller einen auffallend unbehilflichen und spröde erscheinenden Menschen kennenzulernen, dessen erste Bekanntschaft jedem sofort das Gefühl der Angst um sein Fortkommen erweckte. Auch war diese Sorge der schwierige Punkt bei ihm; alle seine Arbeiten, welche wirklich von sehr originellen Anlagen zeugten, gaben sich sogleich aber auch nur als Ansätze zu einer künstlerischen Entwicklung zu erkennen, und man frug sich nun unerlässlich nach dem Werke, welches jetzt folgen und seinen Beruf erst wahrhaft bezeugen sollte. So kam es denn auch, daß mein Umgang mit ihm nur ein fortgesetztes Fragen nach dem war, was er jetzt nun vorhabe.

⁶⁸ Gottfried Keller, «Am Mythenstein», in: Keller, *Aufsätze*, S. 200; ursprünglich in zwei Teilen abgedruckt in der Zeitschrift *Morgenblatt für gebildete Leser* des Verlags Cotta am 2. und 9. April 1861.

Er meldete mir in diesem Betreff auch allerhand gänzlich reife Pläne, von denen aber bei näherem Besehen nichts von einiger Konsistenz zu gewahren war. Glücklicherweise wußte man ihn, wie es scheint schon aus patriotischen Rücksichten, mit der Zeit endlich im Staatsdienste unterzubringen, wo er als redlicher Mensch und tüchtiger Kopf jedenfalls gute Dienste leistete, wenn auch seine schriftstellerische Tätigkeit von jetzt an, nach jenen ersten Ansätzen, für immer zu ruhen schien.⁶⁹

Das tat sie zum Glück nicht, Wagner irrte sich damals. Sonst hätte er in späteren Jahren auf all die belebenden Stunden der Lektüre vor allem mit *Die Leute von Seldwyla*, den *Züricher Novellen* sowie *Das Sinngedicht. Sieben Legenden* verzichten müssen, die Cosima Wagner in ihren Tagebüchern genau protokollierte und die ihre Tochter Daniela in der Antwort auf Kellers Kondolenzschreiben zu Wagners Tod im Februar 1883 hervorhob: «Ihre schönen Werke, Ihre lieblich-rührenden Gestalten, die seelenvolle erhabene Art Ihres Schauens und Denkens, haben in den letzten Jahren Seines Lebens ihm viele Stunden belebt, Ihn tief ergriffen, Ihn überfroh gestimmt.»⁷⁰ Wäre Keller nicht über die ersten Schritte als Schriftsteller hinausgekommen, gäbe es heute aber auch keine Keller-Gesellschaft, und Sie wären nicht gekommen, um in Wagners Jubiläumswort über «Richard Wagner in Gottfried Kellers Zürich» oder doch auch ein bisschen über «Gottfried Keller in Richard Wagners Zürich» zu hören.

⁶⁹ Wagner, *Mein Leben*, S. 183.

⁷⁰ Lektüre und Diskussion von Kellers Werken notierte Cosima Wagner zwischen Juli 1869 September 1882, besonders intensiv zwischen Januar und Februar bzw. im November 1879 sowie von Dezember 1881 bis Januar 1882. Siehe *Cosima Wagner. Die Tagebücher*, ediert und kommentiert von Martin Gregor-Dellin und Dietrich Mack, 2. Aufl., München u.a. 1982. Daniela von Bülow's Antwort vom 25. Februar 1883 auf Kellers Kondolenzbrief (Keller, GB 4, S. 258) siehe Zentralbibliothek Zürich, Signatur Ms. GK 79a:4.

«Gott und sein Jean Paul»

Jean Paul in Gottfried Kellers Roman «Der grüne Heinrich»

Karl Pestalozzi

Der grüne Heinrich, der aus Autobiographischem und Fiktivem komponierte Held von Gottfried Kellers gleichnamigem Roman, dessen erste Fassung 1854/55 erschien, wird, nachdem er wie sein Autor ungerechterweise von der Schule gewiesen worden ist, ein unersättlicher Leser, vor allem von Werken der vorausgegangenen «Kunstperiode». Unter diesen erhält Jean Paul eine Sonderstellung, ihm ist in der eingelegten, in der ersten Person erzählten Jugendgeschichte des Helden der folgende Panegyrikus gewidmet:

Ich hatte, nach Büchern herumspürend, in der Leihbibliothek unserer Stadt einen Roman des Jean Paul in die Hände bekommen. [Es handelt sich, wie man aus Kellers Tagebucheintragung vom 7. August 1843 weiß, um den *Hesperus*¹; K.P.] In demselben schien mir plötzlich Alles tröstend und erfüllend entgegenzutreten, was ich bisher gewollt und gesucht, oder unruhig und dunkel empfunden: gefühlerfülltes und scharf beobachtetes Kleinleben und feine Spiegelung des nächsten Menschenthums mit dem weiten Himmel des geahnten Unendlichen und Ewigen darüber; heitere, muthwillige Schrankenlosigkeit und Beweglichkeit des Geistes, die sich jeden Augenblick in tiefes Sinnen und Träumen der Seele verwandelte; lächelndes Vertrautsein mit Noth und Wehmuth, daneben das Ergreifen poetischer Seligkeit, welche mit goldener Fluth alle kleine Qual und Grübeleien hinwegspülte und mich in glückliche Vergessenheit tauchen ließ; vor Allem aber die Naturschilderung an der Hand der entfesselten Phantasie, welche berauscht über die blühende Erde schweifte und mit den Sternen spielte, wie ein Kind mit Blumen, je toller desto besser! Diese Herrlichkeit machte mich stutzen, dies schien mir das Wahre und Rechte! Und inmitten der Abendröthen und Regenbogen, der Lilienwälder und Sternensaat, der rauschenden und plätschernden Gewitter, die der aufgehenden

¹ HKKA 18, S. 66 f. – Die Stellenangaben zu den Zitaten von Gottfried Keller beziehen sich mit Band- und Seitenzahlen auf die vor Kurzem abgeschlossene Historisch-Kritische Gottfried Keller-Ausgabe (HKKA), hrsg. von Walter Morgenthaler et al. Zürich: NZZ Verlag/Frankfurt: Stroemfeld Verlag 1996–2013. – Walter Morgenthaler danke ich für eine Zusammenstellung sämtlicher Erwähnungen Jean Pauls in Kellers Werken und Briefen sowie für die Durchsicht des Manuskripts.

Sonne das Kinderantlitz wuschen, daß es einen Augenblick sich weinend verzog und verdunkelte, um dann umso reiner und vergnügter zu strahlen, inmitten alldes Feuerwerkes der Höhe und Tiefe, in diesen saumlosen und schillernden Weltmantel gehüllt der Unendliche, groß, aber voll Liebe, heilig, aber ein Gott des Lächelns und des Scherzes, furchtbar von Gewalt, doch sich schmiegend und bergend in einer Kinderbrust, hervorguckend aus einem Kindsauge, wie das Osterhäschen aus Blumen! Das war ein anderer Herr und Gönner als der silbenstechende Patron im Katechismus!

Früher hatte ich dergleichen Etwas geträumt, die Ohren hatten mir geläutet, nun ging mir der Morgen auf in den langen Winternächten, welche hindurch ich an drei mal zwölf Bände des unsterblichen Propheten las. Und als der Frühling kam und die Nächte kürzer wurden, las ich von Neuem in den köstlichen Morgen hinein und gewöhnte mir darüber an, lange im Bette zu liegen und am hellen Tage, die Wange auf dem geliebten Buche, den Schlaf des Gerechten zu schlafen. Dazumal schloß ich einen neuen Bund mit Gott und seinem Jean Paul, welcher Vaterstelle an mir vertrat [...].²

Es ist nicht der humoristische oder der satirische Jean Paul, sondern der schwärmerisch-enthusiastische, von dem Heinrich hier so begeistert spricht. Sein abschliessender Kommentar deutet an, dass Jean Pauls gefühlvolle Phantasiewelt bei ihm ein doppeltes Lebens-Manko wettmache: einerseits den frühen Verlust des Vaters, damit jener Instanz, an der er sich bei seiner Lebensführung und Lebensgestaltung hätte orientieren können. Jean Paul wird für Heinrich vorübergehend einer der Ersatz-Väter, deren Abfolge seinen Lebensgang mitbestimmt. Vor allem aber gewinnt Heinrich aus und an Jean Paul einen Nachfolger für den christlichen Gott, zu dem die nüchternfromme Mutter gebetet und den er im rationalistischen reformierten Konfirmandenunterricht endgültig verloren hatte. Bei Jean Paul findet er einen Gott, der «strahlt von Weltlichkeit»,³ zu dem der Zugang über die Vielfalt der Erscheinungen und über die ihnen antwortenden Gefühle führt. Die Art und Weise, wie Heinrich von seinem Erlebnis Jean Pauls spricht, zeigt, dass er auch dessen hymnischen Stil nachzuahmen sucht. In seinem Tagebuch zollt Keller Jean Paul ein nicht weniger hohes Lob, doch wird dieses zum Schluss leicht relativiert, dieser lasse seine Helden allzu viel weinen und un-

² HKKA 11, S. 320 ff.

³ HKKA 11, S. 398.

terbreche sich an den schönsten Stellen durch seinen Witz.⁴ Dass diese Einschränkung nicht in den Roman übernommen wurde, verweist einmal mehr auf die Differenz zwischen Autor und Romanheld.

Überhaupt hatte sich Keller selbst, als er den *Grünen Heinrich* niederschrieb, im Zuge seiner Politisierung bereits von Jean Paul abgewandt, wie er mit einem kurzen persönlichen Exkurs in seiner zweiten Gotthelf-Rezension von 1851 bekannte:

Hat man gelernt nicht wie eine alte Waschfrau sondern wie ein besonnener Mann zu sprechen und bei der Sache zu bleiben, so ist es endlich noch von erheblicher Wichtigkeit daß man auch diejenigen Einfälle und Gedanken welche zu dieser Sache gehören mögen einer reiflichen Prüfung und Sichtung unterwerfe, zumal wenn man kein Sterne, Hippel oder Jean Paul ist, welches man durchaus nicht sein darf wenn man für das Volk schreibt, für das «Volk» nämlich in Gänsefüßchen eingefaßt. Denn obgleich wir jene Herren gehörig verehren besonders den Letzten, so wird uns doch mit jedem Tag leichter ums Herz wo ihre Art und Weise zum mindern Bedürfnis wird.⁵

Im *Grünen Heinrich* dagegen folgt in der Passage über Jean Paul ein Schwur des Helden: «[...] und mag diesen die wandelbare Welt in ihrer Vergänglichkeit zu dem alten Eisen werfen, mag ich selber dereinst noch meinen und glauben, was es immer sei; ihn werde ich nie verleugnen, so lange mein Herz nicht vertrocknet!»

Doch gerade das geschieht bei Kellers Überarbeitung des Romans, mehr als dreissig Jahre später.⁶ Nicht nur wird Heinrichs Ruhmesrede auf Jean Paul insgesamt um fast die Hälfte gestutzt, just der Schwur, Jean Paul niemals zu verleugnen, fällt der Streichung zum Opfer. Er soll offensichtlich ausgelöscht sein, wie ja der spätere Keller überhaupt alle verwünschte, welche die erste Fassung seines Romans noch in die Hand nehmen würden.

Auf verstecktere Weise bleibt jedoch Jean Paul in Kellers Roman weiterhin präsent. Was dieser in seinem berühmten Aufsatz *Über die natürliche Magie der Einbildungskraft* darlegt, dass nämlich, kurz gesagt, Gelesenes den Blick

⁴ HKKA 18, S. 67.

⁵ HKKA 15, S. 90.

⁶ HKKA 1, S. 275 f.

auf Menschen und Welt in der Weise präge, dass sich das Wahrgenommene und Erlebte dem Gelesenen angleiche – «Leute, deren Kopf voll poetischer Kreaturen ist, finden auch außerhalb desselben keine geringeren»⁷ – macht einen durchgehenden Charakterzug des grünen Heinrich aus. Sein Blick auf die Welt und sein Erleben werden in hohem Masse von seiner jeweiligen Lektüre gesteuert und geprägt. Dabei folgen seine sich im Lauf seiner Entwicklung ablösenden Leitautoren, Salomon Gessner, Jean Paul, der klassische Goethe, Schiller, weitgehend dem Gang der deutschen Literaturgeschichte. Noch die berühmte, in der zweiten Fassung gestrichene erotisch geladene Badeszene der nackten Judith geschieht im Nachvollzug von ihrer und Heinrichs gemeinsamer Lektüre, des *Orlando Furioso* von Ariost.⁸ Dass sich umgekehrt schlechte Lektüre schädlich auf Leben und Charakter auswirken könne, wird innerhalb der Jugendgeschichte an der Lesefamilie demonstriert, welche infolge des übermässigen Konsums von Trivilliteratur verkommt.⁹ Noch Martin Salander, den Helden von Kellers letztem Roman, hindert solche Macht des Gelesenen, u. a. von Schillers *Bürgerschaft*, an der realistischen Einschätzung der Menschen und Verhältnisse, auf die er bei seiner Rückkehr aus Brasilien in seiner Heimat trifft, und lässt ihn fallieren. Solche den Blick auf die Welt steigernde oder täuschende «Magie der Einbildungskraft» bleibt in Kellers gesamtem Erzählwerk ein vielfach wiederkehrendes Motiv, das er, so darf man vermuten, seinem Jean Paul verdankte.¹⁰

Erstdruck: Jean Paul. *Dintenuniversum*. Schreiben ist Wirklichkeit, hrsg. von Markus Bernauer, Angela Steinsiek und Jutta Weber. Berlin: Ripperger & Kremers Verlag 2013. Katalog zur gleichnamigen Ausstellung der Staatsbibliothek zu Berlin Preussischer Kulturbesitz und der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften in Kooperation mit der Stiftung Brandenburger Tor im Max Liebermann Haus Berlin, S. 314–318.

⁷ Jean Paul. Werke. München: Hanser 1962, Bd. 4, S. 198.

⁸ HKKA 12, S. 77–82.

⁹ HKKA 11, S. 164–73.

¹⁰ Vgl. Vf.: Leggere e revivere in *Der grüne Heinrich* di Gottfried Keller, In: *L'analisi linguistica e letteraria*. Anno XI, 2003, S. 437–450.

Der Philologe als Künstler

Jonas Fränkel hat sich mit seiner Keller-Ausgabe grosse Verdienste erworben, war aber stets ein Aussenseiter der Schweizer Germanistik

Fredi Lerch

Erst 122 Jahre nach seinem Tod im Juli 1890 hat Gottfried Keller mit der jüngst abgeschlossenen 32-bändigen Ausgabe eine vollständige historisch-kritische Edition seiner Werke erhalten. Allerdings hatte schon 1926 der Rentsch-Verlag in Erlenbach in einem Prospekt die «abschliessende Edition» beziehungsweise die «endgültige Keller-Ausgabe» angekündigt – herausgegeben von Jonas Fränkel.

Ausgerechnet Jonas Fränkel! Das wird damals vielleicht nicht nur Emil Ermatinger, Germanistikprofessor an der Universität Zürich, gedacht haben. Aber Ermatinger sicher. Denn eigentlich wäre er in Zürich der gegebene Keller-Spezialist gewesen: Immerhin hatte er 1915 die dreibändige Keller-Briefbiografie von Jakob Baechtold neu bearbeitet und herausgegeben. Was war geschehen? In den «Göttingischen gelehrten Anzeigen» war im Jahr darauf über 25 grossformatige Druckseiten ein Verriss seiner Arbeit erschienen, verfasst von ebendiesem Jonas Fränkel. Sie endete mit dem Satz: «Nach dieser Leistung E.s erwarte ich von seiner angekündigten kritischen Keller-Ausgabe nichts Gutes.»

Der polnische Rabbiner-Student

Jonas Fränkel ist zu jener Zeit Privatdozent in Bern; geboren 1879 in Krakau, Muttersprache Polnisch. Unter dem Einfluss seines Vaters, eines orthodoxen Juden, der als Kaufmann arbeitet, beginnt er, Rabbiner zu studieren. Er lernt Hebräisch, Lateinisch, Griechisch und daneben weitestgehend autodidaktisch die deutsche Sprache anhand von Reclam-Ausgaben klassischer deutscher Literatur. 1897 bricht er das Rabbiner-Studium ab: Er kann sich mit dem Glaubenspostulat, der ganze Pentateuch sei Gottes Wort, nicht mehr identifizieren. Die in sich widerspruchsvollen Texte, so erinnert sich sein Sohn Salomo Fränkel, hätten für den Vater unzweifelhaft «auf die verschiedenen Erkenntnisschichten einer in Evolution begriffenen menschlichen Gesellschaft» hingewiesen.

1898 geht er zum Studium nach Wien. Nach traumatisierenden Erfahrungen mit gewalttätigem Antisemitismus will er weg aus Polen, und in Wien hofft er auf ärztliche Hilfe: Ein Ohrenleiden hat ihn mit 15 zum Schwerhörigen gemacht. Die Ärzte in Wien können ihm aber nicht helfen, und die Hörsäle an der Universität sind so gross, dass er den Vorlesungen nicht folgen kann. 1899 wechselt er deshalb an die Universität Bern, wo er 1904 als Germanist über Zacharias Werners Dramen-Technik doktoriert. Sein Leben verdient er sich ab Ende 1900 mit Journalismus, insbesondere für die NZZ. Zeitlebens veröffentlicht er danach Essays, Feuilletons und Rezensionen in in- und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften. Zwischen 1905 und 1908 lebt er in Berlin und gibt im Jenaer Diederichs-Verlag die Briefwechsel Goethes mit Charlotte von Stein und mit Bettina von Arnim heraus. Von 1909 an ist er Privatdozent an der Universität Bern, ab 1921 dann ausserordentlicher Professor; 1919 lässt er sich einbürgern. In bedeutenden Werkausgaben von Heinrich Heine und C. F. Meyer ediert er in jenen Jahren jeweils deren Gedichte.

Und ab 1921 ist er Herausgeber einer Gottfried-Keller-Ausgabe im Wiener Schroll-Verlag. Seither bemüht er sich in Zürich um den Zugang zum Keller-Nachlass. Aber dort gehen seine Einsichtsgesuche an die Nachlassverwaltung ausgerechnet über Ermatingers Schreibtisch, dem ein faktisches Monopol zugestanden wird, weil er für den Rascher- und den Cotta-Verlag an Keller-Volksausgaben arbeitet. Ermatinger blockt ab. Fränkel nimmt, wie 1916, den Kampf auf, indem er Ermatingers Arbeit demontiert. Anhand der Erstdrucke weist er in dessen Keller-Büchern Schludrigkeiten nach. Seine Funde sind so überzeugend, dass der NZZ-Feuilletonredaktor Hans Trog nach Kenntnisnahme die Keller-Nachlassverwaltung vor die Alternative stellt: Entweder Fränkel erhält für seine Werkausgabe Zugang zum Nachlass, oder die NZZ druckt Fränkels Kritik an Ermatingers Arbeit.

Nach zehn Bänden bricht der Schroll-Verlag seine Keller-Ausgabe aus finanziellen Gründen ab. Jetzt springt Eugen Rentsch in die Bresche. Er kündigt die von Ermatinger seit Jahren geplante, aber nicht ausgeführte kritische Ausgabe an und übernimmt von Schroll den Herausgeber Fränkel. Ausgerechnet Fränkel! Gewollt hat ihn in Zürich kaum jemand. Aber weil er der Beste war, konnte man ihn nicht verhindern. 1926/27 erscheinen bei Rentsch vorerst die zehn neu überarbeiteten Schroll-Bände. Bald einmal überwirft sich Rentsch mit seinem Herausgeber wegen der von Fränkel nicht eingehaltenen Lieferfristen für die Folgebände. Der Konflikt wird schliesslich vor

Gericht ausgefochten und führt dazu, dass Fränkels Keller-Ausgabe ab 1931 von der Buchdruckerei Benteli in Bümpliz weitergeführt wird.

Jonas Fränkel ist gewiss eine der tragischen Figuren der schweizerischen Literaturgeschichte: Als langjähriger Vertrauter und Sekretär von Carl Spitteler hatte er zwar dessen Mandat, aber keinen formellen testamentarischen Auftrag, sein Werk herauszugeben und seine Biografie zu schreiben. Nach Spittelers Tod Ende 1924 wurde er jedoch von dessen Nachlass weggedrängt. Trotz vehementer Gegenwehr musste er ab 1944 tatenlos zusehen, wie im Auftrag von Bundesrat Philipp Etter die Philologen Gottfried Bohnenblust, Wilhelm Altwegg und Robert Faesi die bis heute gültige zehnbändige Spitteler-Ausgabe herausbrachten und wie später deren junger Mitarbeiter Werner Stauffacher seine grosse Spitteler-Biografie in Angriff nahm (erschien 1973, nach Fränkels Tod).

Der eingebürgerte Jude Jonas Fränkel wurde im akademischen Betrieb auch aus antisemitischen und ausländerfeindlichen Gründen bekämpft, und hauptsächlich deswegen – abgesehen von seiner Schwerhörigkeit, die ihn handicapierte – wurde ihm in Bern, Zürich, Basel und Lausanne die ordentliche Professur verweigert. Das nationalsozialistische Deutschland wiederum machte ab 1935 Druck auf den Kanton Zürich, die Keller-Edition eines Juden werde in reichsdeutschen Buchhandlungen nicht aufgelegt. Derweil rang sich Fränkel als Vater von drei Kindern in den Dreissigerjahren die schlecht bezahlte Keller-Edition unter prekären Lebensbedingungen Jahr für Jahr ab. Die philologische Zunft, vorab in Zürich, schaute ihm mit missgünstiger Häme dabei zu und wartete auf die Gelegenheit, ihn als Herausgeber loszuwerden.

In einer Sackgasse

Fränkels grosses Verdienst, sagt Walter Morgenthaler, Herausgeber der neuen Historisch-Kritischen Keller-Ausgabe (HKKA), sei erstens die Erzwingung der Nachlassöffnung gewesen. Mit den bis dahin weitgehend ignorierten unveröffentlichten Schriften habe er neue Aspekte des Keller-Werks und ein differenzierteres Keller-Bild erschliessen können. Eine grosse Stärke der Edition seien zweitens die sehr zuverlässig recherchierten Kommentare, auf die sich das HKKA-Team gestützt habe: «Hier haben wir davon profitiert, dass wir nach Fränkel gekommen sind.» Drittens attestiert Mor-

genthaler Fränkel einen überragenden philologischen Scharfsinn, mit dem er aus allen erreichbaren Textzeugen «seine» Keller-Texte konstruiert hat, um «Meister Gottfried», wie er ihn nannte, aus seiner Sicht das endgültige Denkmal zu errichten.

Allerdings: Dieser dritte Punkt machte Fränkels Edition zwar tatsächlich zu einer «endgültigen», aber nur deshalb, weil seine editionstechnische Methode aus heutiger Sicht in eine Sackgasse geführt hat. Fasst man Morgenthalers kritische Beurteilung zusammen, waren Fränkels präsentierte Texte zwar vielleicht kongenial, aber für die Nachfolgenden wissenschaftlich nur sehr bedingt brauchbar. Weil er in der Tradition der mittelalterlichen Kompilationstechnik alle erreichbaren Textzeugen zu einer – für ihn – optimalen Version zusammenführte, entstanden nicht überprüfbare Mischtexte. Fränkel ging so weit, aus verstreuten Notizen und Entwürfen Endfassungen von Keller-Gedichten zusammenzubauen, die es vor ihm so nicht gegeben hat. Die Schwäche dieses Vorgehens: Weil er nur seine Resultate darbietet, muss man Fränkel das glauben, was nur der längst tote Keller hätte wissen können. Dieser Schwierigkeit war sich Fränkel bewusst. Deshalb argumentierte er, die Philologie stehe der Kunst eben näher als der Wissenschaft: «Ist Wissenschaft ihrem Wesen nach lehrbar, so ist Kunst in ihrem Wesentlichsten nicht erlernbar.» Darum war Fränkels schärfster Vorwurf an schludrige Philologen jeweils der, sie seien «Unberufene». Für den Wissenschaftler Fränkel war die philologische Arbeit eine Berufung. Darin ist ihm die spätere Philologie nicht gefolgt.

Die HKKA, so Morgenthaler, hat zwar intensiv mit Fränkels Büchern gearbeitet, aber die Versionen «seiner» Keller-Texte hat sie nicht berücksichtigt: Spätestens seit Hans Zellers C. F. Meyer-Edition (ab 1958) gilt es als unbestritten, dass der literarische Text in nicht kontaminierter Form, nämlich auf der Basis eines geeigneten überlieferten Textzeugen, präsentiert wird – häufig die Ausgabe letzter Hand – und Abweichungen anderer Textzeugen als Lesarten angemerkt werden.

Die zerschlagene Lebensarbeit

Im Frühling 1939 ist bei Benteli Fränkels 17. Keller-Band erschienen. Am 20. Mai 1939 hat Fränkel seinem Verleger geschrieben: «Ich sehe mich gezwungen, meine Arbeit an der Keller-Ausgabe niederzulegen.» Weil seine

finanzielle Situation so schwierig geworden sei, plane er, mit seiner Familie ins billigere Südfrankreich auszuwandern – ein Plan, den kurz darauf der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs vereitelte. Liest man im Staatsarchiv Zürich die Briefe, die damals zwischen Fränkel, Benteli und dem Zürcher Staatsschreiber hin und her gegangen sind, wird klar: Fränkels Kündigung war vor allem ein Hilferuf. Um weitermachen zu können, brauchte er eine materielle Absicherung, und er brauchte einen richtigen Verlag, nicht eine Buchdruckerei, die kaum ein Interesse am Bücherverkauf hatte und – von den technischen Schwierigkeiten der Anmerkungsteile überfordert – für viele Verzögerungen verantwortlich war.

Dieser Hilferuf interessiert niemanden. Benteli klagt auf Vertragsbruch (und erhält schliesslich, 1948, vor Bundesgericht letztinstanzlich recht). Aus Zürcher Sicht wird die Ausbootung Fränkels zu diesem Zeitpunkt aus einem besonderen Grund opportun: Im Sommer 1939 erscheint im Oprecht-Verlag Fränkels Essay «Gottfried Kellers politische Sendung»: ein klug gemachter Text, der, über Keller redend, gegen den Nationalsozialismus Stellung bezieht; ein bis heute bemerkenswerter Beitrag zur antifaschistischen geistigen Landesverteidigung und eine bewundernswürdig mutige publizistische Tat eines jüdischen Schweizers. In Zürich hat man in dem Text allerdings nur eine unnötige Provokation gegenüber dem grossen Nachbarn gesehen, hinter der «hebräische Bosheit» stecke (so der damalige Zürcher Regierungsrat Karl Hafner).

Zürich gibt Fränkel keine Chance mehr. Dieser wehrt sich vergeblich mit zwei polemischen Broschüren. Ab 1943 gibt Carl Helbling die restlichen Bände der Keller-Ausgabe heraus, Fränkels Methode zwar fortsetzend, aber, so Morgenthalers Einschätzung, ohne den philologischen Scharfsinn seines Vorgängers. Seine Keller-Ausgabe bleibt, wie Fränkel mehrfach betont hat, «ein Torso».

Am 16. Oktober 1961 empfing der 82-Jährige in seinem Haus in Hünibach über dem Thunersee Eters Nachfolger, Bundesrat Hans-Peter Tschudi. Es ging einmal mehr um die Modalitäten von Fränkels Zugang zum Spitteler-Nachlass, von dem er seit 1933, seit der Überführung der Papiere in die Landesbibliothek in Bern, ausgeschlossen gewesen war. Wenige Tage später schickte Fränkel Tschudi einige Dokumente zur weiteren Information. Im Begleitbrief heisst es: «Sie werden mir sicher nachfühlen können, was es für

einen, der die Wissenschaft lebt, bedeutet, wenn man ihm seine Lebensarbeit zerschlagen hat.»

Von Goethe über Heine bis Spitteler

Als Publizist hat sich Jonas Fränkel, ausgehend von seinem literarischen Zentralgestirn Goethe, insbesondere mit der Literatur des 19. Jahrhunderts befasst: mit den Romantikern, Heine, Keller, Spitteler und Widmann. Seine philologischen Grundsätze hat er in der Essaysammlung «Dichtung und Wissenschaft» (Heidelberg 1954) zusammengefasst. Sowohl im «Keller-Handel» als auch im «Spitteler-Handel» hat er sich auf verlorenem Posten mit «Abwehrschriften» zu wehren versucht: «Die Gottfried-Keller-Ausgabe und die Zürcher Regierung» (Zürich 1942); «Der neue Medius» (Zürich 1944; ebenfalls zur Keller-Ausgabe) und «Spittelers Recht» (Winterthur 1946). Über Fränkel als Menschen geben seine umfangreichen freundschaftlichen Briefwechsel mit C. A. Loosli und Rudolf Jakob Humm Auskunft. Nach seinem Tod 1965 ist Jonas Fränkel in Vergessenheit geraten. Heute wäre seine Wiederentdeckung nicht nur literaturgeschichtlich, sondern auch mentalitätsgeschichtlich von grossem Interesse. Voraussetzung für eine Wiederentdeckung ist der Zugang zu Fränkels umfangreichem Nachlass. Kontakte bestehen zwischen seinen Erben und dem Schweizerischen Literaturarchiv in Bern. Seit Kurzem öffentlich zugänglich ist vorderhand das Quellenverzeichnis von Jonas Fränkels publizistischem Werk. Fredi Lerch hat im Auftrag der Christoph-Geiser-Stiftung, Bern, aus Fränkels Nachlass dessen handschriftliche Autobibliografie von 1900 bis 1964 elektronisch aufgearbeitet.

© 2013 Neue Zürcher Zeitung

<http://ead.nb.admin.ch/html/fraenkel.html>

Zürichs Herrscher und der Asylant

Joseph Jung

Der junge Bundesstaat wird die grosse Bühne für Alfred Escher (1819–1882). Er schafft daraus ein Kunstwerk: eine Sinfonie von Politik, Wirtschaft, Wissenschaft. Und er macht Zürich zur Metropole. Befördert durch das Zusammenwirken von Geld und Geist, wächst die Stadt zur neuen kulturellen Blüte und wird, als Limmat-Athen apostrophiert, dank Richard Wagner (1813–1883) und anderen Grössen aus Literatur und Musik ein Schauplatz mit internationaler Ausstrahlung.

Fluchtpunkt

Die Schweiz war der einzige Staat in Europa, in dem 1847/48 eine Revolution erfolgreich über die Bühne gebracht werden konnte. In der Folge strömten Tausende von überall hierher und baten um Asyl: politische Flüchtlinge, bewaffnete Freiheitskämpfer, Insurgenten – gescheiterte Revolutionäre aller Art. So kam am 28. Mai 1849 nach einer abenteuerlichen Flucht auch Richard Wagner nach Zürich, der wegen Teilnahme am Dresdner Mai-Aufstand steckbrieflich gesuchte erste königliche Kapellmeister der Hofoper. Die erste Nacht logierte er im Hotel Schwert, denn sein Kontaktmann Alexander Müller, ein Musikerkollege aus längst vergangenen Würzburger Zeiten, war nicht zu Hause. In Zürich wollte Wagner nur kurz bleiben; Ziel war Paris. Doch der flüchtige Künstler hatte ein Problem: Für die Weiterreise dorthin fehlten ihm die gültigen Dokumente.

In dieser Situation müssen wundersame Dinge geschehen sein, denn schon am 30. Mai 1849, notabene weniger als 48 Stunden nach Wagners Ankunft in Zürich, war – gratis – der Reisepass nach Frankreich ausgestellt, für die Dauer von einem Jahr und mit folgendem Signalement: «Herr Richard Wagner aus Leipzig, compositeur de musique, Alter 36 Jahre, 5 Fuss 5,5 Zoll gross, braune Haare, braune Augenbrauen, blaue Augen, mittlere Nase, mittlerer Mund, rundes Kinn.» Damit ausgestattet, begibt sich Wagner nach Paris. Nach der enttäuschenden Erfahrung, dass er sich dort nicht würde verwirklichen können, kehrt er bereits Anfang Juli wieder nach Zürich zurück. Zunächst wohnt er als Gast bei Müller am Rennweg 55, bis seine Frau Minna im September samt dem ganzen Hausrat und mit Hund und Papagei anrückt. Nun beziehen die Wagners zunächst eine Parterrewohnung in den

hinteren Escher-Häusern am Zeltweg in Hottingen, bis sie – nach zwei Abstechern – im Frühjahr 1853 für rund vier Jahre in den vorderen Escher-Häusern eine Wohnung im zweiten Stock übernehmen.

Die Stadt an der Limmat

Für Schweizer Verhältnisse war Zürich damals wohl eine bedeutende Stadt, doch rangierte sie nach Bevölkerungsgrösse und wirtschaftlichem Gewicht nicht an der Spitze. Genf war mit 31 000 Einwohnern am grössten. Es folgten Bern und Basel mit je 27 000 Einwohnern. Erst an vierter Stelle findet man – mit 17 000 Einwohnern – Zürich, das flächenmässig lediglich den heutigen Kreis 1 umfasste. Man konnte die Stadt bequem in weniger als einer Stunde durchmessen. In seinen frühen Zürcher Jahren nahm Wagner wiederholt an öffentlichen Gesellschaftsveranstaltungen teil, am Sechseläuten als Zuschauer oder beim Bundesjubiläum von Zürich 1851 in der Festhütte. In späteren Jahren zog er sich zusehends von solcher Öffentlichkeit zurück. Damals entwickelte sich das Landgut Mariafeld von François und Eliza Wille-Sloman in Feldmeilen zu einem Treffpunkt der kulturellen Elite. Wagner war dort gerngesehener Gast. Bezeichnenderweise erhielt er die erste Einführung in Schopenhauers «Die Welt als Wille und Vorstellung» von Georg Herwegh auf dem gemeinsamen Fussmarsch nach Feldmeilen.

In unmittelbarer Nähe zu seiner Wohnung am Zeltweg lag die Hohe Promenade. Wagner liebte es, tagsüber dort zu promenieren; während er gegen Abend zum Lindenhof zu spazieren pflegte. Von dort aus waren die Zunftlokale am Rathausquai, wo Wagner zum Schoppen ging, nicht mehr als einen Steinwurf entfernt. Im «Café littéraire» am Weinplatz führte Alfred Escher mit seinen Gefolgsleuten geschichtsträchtige Ministerialsitzungen durch und diktierte dabei die Zürcher Politik. Dieses renommierte liberale Lokal war Treffpunkt von Künstlern und Intellektuellen, angebaut an den «Storchen», wo aber die konservativen Zürcher verkehrten (heute beide zum Hotel Storchen umgebaut). Im «Café littéraire» war auch der Stammtisch deutscher Flüchtlinge. Allerdings mied Wagner engen Kontakt mit Exilantenzirkeln. Zu einem seiner Lieblingslokale wurde die ehemalige Amtswohnung des Fraumünsterpfarrers in der Waaggasse, das Café Baur. Es mutierte im Zug von «48» zur Kneipe revolutionärer Geister aller Länder.

Wagner fand sich dort oft mit Herwegh ein, gelegentlich mit Gottfried Keller. Zu ihnen gesellte sich der italienische Flüchtling Felice Orsini, der zeitweise

in Zürich lebte, aber auch anderswo die Schweizer Asylpolitik arg strapazierte. Nachdem Orsini 1858 wegen seines in Paris verübten Attentats auf Napoleon III. hingerichtet worden war, nagelte Herwegh in der Zürcher Stammbiz ein Porträt des Freundes und Freiheitshelden an die Wand. So kam die zwielichtige Kneipe – heute ein exquisites Speiselokal mit italienischer Küche – zum legendenumrankten Namen «Orsini».

Netzwerke

Lange blieb das Rätsel, wie es dem politischen Flüchtling Wagner gelang, als in der Zürcher Gesellschaft gänzlich Unbekannter in nützlicher Frist zu gültigen Papieren zu kommen, nicht schlüssig gelöst. Grundlegend waren die Kontakte, die Musikerkollege Müller vermitteln konnte: zum zweiten Staatsschreiber Franz Hagenbuch, Jahrgänger und politischer Weggefährte von Alfred Escher, und zu Wilhelm Baumgartner, Komponist und Dirigent, der Wagner in Dresden einmal besucht hatte und ebenfalls mit Escher befreundet war. Dazu kam Johann Jakob Sulzer, der erste Staatsschreiber, damals noch in Eschers liberalem Lager. Nur so erklärt sich, dass Wagner über Nacht die nötigen Reisedokumente erhielt: Zürichs allmächtiger Herrscher war in die Sache involviert worden und hatte sein Plazet erteilt. Wie sehr Escher mit Wagner sympathisierte und ihn wohlwollend unterstützte, zeigte sich auch daran, dass seine Schwester Clementine Stockar bereit war, dem politischen Flüchtling in den vornehmen Mietwohnungen am Zeltweg, dem ersten Komplex dieser Art in Zürich, eine Wohnung zur Verfügung zu stellen.

Eschers Schwester, die sich als talentierte Malerin profilierte, war es auch, die 1853 von ihrem Mieter Wagner ein Aquarell anfertigte. Und wenn Wagner, was häufig vorkam, mit der Miete in Verzug geraten war und Hausherr Stockar dem Künstler den Rauswurf androhen wollte, war es jeweils Clementine, die die Sache zu beruhigen wusste. Doch in dem Masse, wie Wagner in Zürich einen fanatisch anmutenden Kreis von Jüngern um sich scharte, distanzierte er sich zwangsläufig von Escher. Denn zu den unermüdlichsten Wagner-Promotoren gehörte Bernhard Spyri. Dieser, wohl der erste Publizist, der systematisch öffentliche Wagner-Huldigung betrieb, war damals Redaktor der «Eidgenössischen Zeitung», des Parteiblatts der Zürcher Konservativen, das mit Escher auf scharfem Konfrontationskurs lief. Es entwickelte sich die paradox anmutende Situation, dass die liberale «Neue Zürcher Zeitung» gegenüber dem Revolutionär Richard Wagner distanziert

blieb, während das konservative Blatt für Wagner eine wahre Propagandamaschinerie in Gang setzte.

Was die Pflege der Beziehungen mit der Zürcher Gesellschaft betraf, hatte Wagner keinerlei Berührungängste in die konservative Richtung. Manch zeitgenössischem Beobachter fiel auf, wie gerade die konservativen Familien sich an der «Selbstherrlichkeit, der Verschwendungs- und Prunksucht» des Künstlers nicht stiessen und es als Ehre ansahen, von diesem um «Geld und Gut und Weib» gebracht zu werden. Als aber Johanna Spyri, Frau des konservativen Redaktors, die später mit «Heidi» weltberühmt werden sollte, für Wagner ein Gedicht verfasste, das anlässlich von dessen 40. Geburtstag an einem Maikoncert 1853 vorgetragen wurde, hielt Conrad Ferdinand Meyers Mutter mit Kritik am Ehepaar Spyri nicht zurück. «Stell dir vor», schrieb sie ihrer Tochter, «ihr Lappi von Mann hat sie aufgefordert, ein Gedicht zu des Musikers Verherrlichung zu machen.»

Zürich statt Bayreuth

Die Schlüsselfrage des 19. Jahrhunderts war die der Eisenbahn. Sie entschied über die ökonomische und soziale Entwicklung eines Staates. Für Escher war das Eisenbahnprojekt zudem der Schlüssel für sein Lebensprojekt – es öffnete ihm den Weg in die Wirtschaft. Der Vormarsch des Dampfrosses stiess eine Reihe weiterer Entwicklungen an, alle mit Eschers Person verbunden: Escher wird operativer Chef der Nordostbahn (heute SBB) und gründet, als deren Hausbank, 1856 die Kreditanstalt (Credit Suisse), die sich als zugkräftige Dampflokomotive des Kredits für die gesamte Schweizer Volkswirtschaft erweisen sollte. Als Präsident der Kreditanstalt setzt er sich 1857 für die Gründung der Rentenanstalt (Swiss Life) ein und integriert sie als Abteilung in seine Bank. Dazwischen bringt er dank einem genialen Schachzug die Mehrheit des eidgenössischen Parlaments hinter die Errichtung des Polytechnikums (ETH Zürich).

Eschers Herrschaft in Zürich löste eine gewaltige Bautätigkeit aus, die als «grosse Bauperiode» in die Stadtgeschichte eingegangen ist. Wie kein anderer Politiker und Wirtschaftsführer ist Escher bis heute präsent. Die drei Paläste, die er errichten liess, symbolisieren das Bildungs-, Bank- und Verkehrswesen: Das Polytechnikum thront als Residenz der Wissenschaften über der alten Stadt; die Kreditanstalt macht den Paradeplatz zum Zentrum

des Finanzwesens und zum Schwerpunkt der Bahnhofstrasse; schliesslich der Hauptbahnhof, der seit 1889 von Eschers Denkmal beherrscht wird.

Warum aber liess Escher den vierten Palast nicht errichten – einen Tempel für Musik und Theater, den Wagner für seine radikale Erneuerung der dramatischen Künste forderte? Nichts wäre naheliegender gewesen, als dass Gottfried Semper auch ihn erbaut hätte, Wagners Freund aus gemeinsamen Revolutionstagen in Dresden, der 1855 dank Escher ans Polytechnikum berufen worden war. Verschiedene Gründe mögen hier eine Antwort geben. Escher, dem vielbeschäftigten Mann, der die Modernisierung der Schweiz und Zürichs geschultert hatte, fehlte der tiefere Zugang zur Musik. Sein «Belvoir» war wirtschaftspolitische Schaltzentrale und kein Musenhof.

Und so kam es, dass Wagners Festspielhaus in Bayreuth gebaut wurde und nicht in Zürich.

Liaisons

Nicht, dass ihm die Wohnlage nicht gefallen hätte. Doch Wagner fühlte sich beim künstlerischen Schaffen durch Lärm und durch ewige Klavierspielerei gestört. Tatsächlich betrieb gegenüber den Wagners ein Blechschmied sein Handwerk. Bei ihm hatte der Meister ziemlich jede Woche einen furchtbaren Auftritt. Dazu stellten sich am Zeltweg immer mehr Klaviere ein: In der Nachbarwohnung, lediglich durch einen Gang getrennt, erteilte Ignaz Heim, Direktor des Männerchors Harmonie, Klavierunterricht, und zwei weitere Klavierlehrer in der nächsten Umgebung taten dasselbe. Derweil spielte schräg über Wagners Wohnung Wilhelm Heisterhagen Geige, und schliesslich ertönte direkt unter Wagners Wohnung die sonntägliche Flöte des Hausherrn Kaspar Stockar höchstpersönlich.

Auch Minna Wagner wollte weg. Doch ihre Misere war in der jungen und – wie Figura zeigt – bildhübschen Nachbarin Emilie personifiziert, Heims Ehefrau, einer talentierten Dilettantin, die von Wagner wiederholt ausgezeichnet wurde, privatissime, wenn sich der Meister zu Hause oder bei den Heims ans Klavier setzte und Emilie sang oder deklamierte, bei öffentlichen Auftritten der Allgemeinen Musikgesellschaft oder bei Künstlerkonzerten. Nicht nur Wagner, auch Franz Liszt war von Emilie Heim angetan. Er lernte sie 1853 kennen, als er Wagner besuchte. Emilie Heim war es, die 1856 an-

lässlich des 45. Geburtstags von Liszt an den grandiosen Feierlichkeiten im Hotel Baur au Lac auftrat, die, von Fürstin von Sayn-Wittgenstein organisiert, Zürich zur Weltstadt machten.

So standen die Dinge, als der deutsche Textilindustrielle Otto Wesendonck, der mit seiner Gattin Mathilde nach Zürich gezogen war, den Wagners ein Haus direkt neben seiner neu gebauten Villa auf dem «grünen Hügel» in der Gemeinde Enge anbot. Am Fuss des Hügels, auf der anderen Strassenseite, lag die Villa Belvoir, Alfred Eschers herrschaftliches Landhaus. Der Einzug ins «Asyl», wie Wagner seine neue Wohnstätte bezeichnete, folgte im April 1857, just als der 38-jährige Escher die rund 20 Jahre jüngere Deutsche Augusta von Uebel heiratete. Doch der Lauf der Ereignisse liess den freundschaftlichen Kontakt zum «Belvoir» nicht mehr zu: Das Ende von Richard und Minna Wagners Zeit an der Limmat zeichnete sich ab.

Offenbar «tout Zurich» hatte Kenntnis von des Meisters Drang zum Ewigweiblichen und sprach von der «schönen Thilde auf dem grünen Hügel» und von «Richard Löwenherz auf dem Venusberg». Mitte August 1858 kam es zur «Katastrophe», wie die Vorgänge bezeichnet werden: zur heftigen Auseinandersetzung zwischen Wesendonck und Wagner und dabei zu Wesendoncks legendärem Machtwort, dem sich Mathilde fortan fügen wollte und das Wagner des Feldes verwies. Fluchtartig verliess dieser Zürich Richtung Genf, während Minna Wagner, nachdem sie den Hausrat öffentlich zum Verkauf ausgeschrieben hatte, zwei Wochen später zurück nach Deutschland fuhr.

© 2013 Neue Zürcher Zeitung

Zweiundachtzigster Jahresbericht der Gottfried Keller-Gesellschaft

1. Januar bis 31. Dezember 2013

Vorstand

Der Vorstand führte am 4. Juni und am 27. November 2013 unter der Leitung von Manfred Papst die statutarisch vorgesehenen Sitzungen zur Behandlung der laufenden Geschäfte durch. Tagungsort war einmal mehr das Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich im Bodmerhaus. Für die konstante Gastfreundschaft sei Frau Katrin Bedenig und ihrem Team an dieser Stelle herzlich gedankt.

Bericht des Quästors

Die Rechnung für das Jahr 2013 zeigt, auszugsweise wiedergegeben, folgendes Bild:

Vermögen am 31. Dezember 2012		CHF 78'085.80
Zuzüglich Einnahmen 2013	CHF 24'531.15	
Abzüglich Ausgaben 2013	CHF 23'759.69	
Einnahmenüberschuss	CHF 771.46	CHF 771.46
Vermögen am 31. Dezember 2013		CHF 78'857.26

Der Mitgliederbestand Ende 2012 betrug: 2 Ehrenmitglieder, 5 Freimitglieder, 2 Mitglieder auf Lebenszeit, 530 Einzelmitglieder bzw. Paarmitglieder und 30 Kollektivmitglieder; gesamthaft 569 Mitglieder gegenüber 603 im Vorjahr.

Die Mitgliederbeiträge ergaben ein Gesamttotal von CHF 18'740.00 zuzüglich Spenden von CHF 2'455.31. Stadt und Kanton Zürich haben uns eine Subvention von CHF 1'000.00 bzw. 1'100.00 zukommen lassen.

Historisch-Kritische Keller-Ausgabe (HKKA)

Zu den Meilensteinen des Kellerjahrs gehörte der Abschluss der Historisch-Kritischen Keller-Ausgabe. Die Ausgabe ist in den beiden Verlagen Stroemfeld und NZZ erschienen. Die GKG ist mit Rainer Diederichs im Stiftungsrat der HKKA als Vizepräsident vertreten. Damit lebt die Keller-Gesellschaft ihrem Zweckartikel nach, in welchem es heisst, dass sie beabsichtigt, «bei kritischen Ausgaben der Werke und Briefe Gottfried Kellers mitzuwirken». Nachdem beim Herbstbott 2012 der Hauptherausgeber Walter Morgenthaler die gewaltige Edition in einem klugen, pointierten Festvortrag philologischen Experten wie Laien nahegebracht hatte, konnte im Herbst 2013 auch noch der allerletzte Schlussstein auf das Monument gesetzt werden: der Band 32 mit dem zweihundert Seiten starken Herausgeberbericht. Er enthält die wichtigsten Daten zur Geschichte und zum Aufbau der Edition, mehrere Register, die Korrigenda, die definitive DVD des Gesamtwerks sowie Informationen über erst vor Kurzem in der Zentralbibliothek Zürich entdeckte Konvolute von Verlegerbriefen und weiteren Kelleriana. Der Stiftungsrat bleibt in verkleinerter Form weiterhin bestehen. Von der Keller-Gesellschaft ist darin seit 2012 auch Ursula Amrein vertreten. Er soll die Lieferbarkeit der Buchausgabe für rund zehn Jahre sichern und die Lagerung sowie den Vertrieb der Bestände überwachen. Ferner sollen die Daten der elektronischen Edition gepflegt und die Urheberrechte wahrgenommen werden.

Gottfried Keller Ausstellung

Die im November 2012 in der Bank Schroder, Central 2, in Zürich eröffnete dauerhafte Keller-Ausstellung erfreut sich lebhaften Zuspruchs. Sie ist montags bis freitags von 8 bis 17 Uhr in einem separaten Raum gleich beim Haupteingang zugänglich. Die Exponate stammen zum grossen Teil aus der Zentralbibliothek Zürich. Die Schau umfasst Porträts, Stadtansichten, Autographen, Erstdrucke sowie persönliche Gegenstände wie den Schreibtisch aus Kellers letztem Arbeitszimmer. Konzipiert wurde die Ausstellung vom GKG-Ehrenmitglied Bruno Weber, der auch die 52-seitige, grossformatige Begleitbroschüre verfasst hat. Diese wird in der Ausstellung gratis abgegeben. Ab Herbst 2014 wird eine Multimediaschau über Gottfried Kellers Leben und Werk zusätzlich dazu beitragen, die Ausstellung zu einem lebendigen Zentrum der Keller-Freunde zu machen.

Herbstbott

Im Berichtsjahr war der 200. Geburtstag Richard Wagners auch für die GKG ein wichtiges Ereignis. Sie konnte und wollte uns diesem Thema nicht verschliessen – im vollen Bewusstsein, dass es da um einen Spagat gehen würde. Unterschiedlichere Persönlichkeiten als Keller und Wagner lassen sich kaum denken. Gottfried Keller gilt zugleich als Poet von unvergleichlicher Vorstellungstiefe und als hellwacher Staatsbürger. Er war ein Mann der absoluten Kunst und einer der praktischen Vernunft. Gegen Ideologien jeglicher Art war er geradezu immun. Deshalb ist es fast unmöglich, ihn nicht zu lieben. Ganz anders ist es im Fall Wagner. Er war ein Verführer, der sich leicht verführen liess. Als Musiker war er ein Jahrhundertgenie, als Mensch eine problematische Figur. Man bewundert seine Tonkunst und verabscheut seinen Antisemitismus, bestaunt seinen Hang zum Gesamtkunstwerk und schüttelt den Kopf über manche seiner Ansichten. Man ist erschlagen von seinem Pathos und sucht vergeblich nach seinem Humor.

Dass Gottfried Keller und Richard Wagner Zeitgenossen waren, hat zu interessanten Begegnungen, Einschätzungen und Kommentaren geführt. Das Verhältnis der grossen Antipoden auszuloten, nahm sich Frau Dr. Eva Martina Hanke in ihrem Festvortrag vor. Sie ist eine ausgewiesene Musikwissenschaftlerin, die schon mit mehreren Fachpublikationen auf sich aufmerksam gemacht hat. Geboren wurde sie in Ludwigshafen am Rhein. Nach Abschluss des Studiums der Musikwissenschaft, Anglistik/Literaturwissenschaft und Rechtswissenschaften in Marburg an der Lahn und York (GB) promovierte sie ab Herbst 2002 bei Laurenz Lütteken am Musikwissenschaftlichen Seminar der Universität Zürich. Ihre Dissertation zu Richard Wagner und Zürich entstand im Rahmen des Nationalfonds-Projekts «Musik in Zürich – Zürich in der Musikgeschichte». Seit 2005 ist Eva Hanke als wissenschaftliche Bibliothekarin an der Musikabteilung der Zentralbibliothek Zürich tätig. Als Musikwissenschaftlerin betreut sie Ausstellungen und publiziert regelmässig zu Themen der Zürcher Musikgeschichte. Besonders zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang die grosse, 2007 im renommierten Verlag Bärenreiter erschienene Monografie *Wagner in Zürich – Individuum und Lebenswelt* sowie das 2012 erschienene Büchlein *Durch Richard Wagners Zürich. Ein Stadtrundgang*. Etlichen der GKG-Mitglieder war Eva Hanke bereits bekannt, als sie im Zürcher Rathaus ans Rednerpult trat, weil sie im Sommer zwei höchst kundige Führungen «auf den Spuren Richard Wagners in Zürich» unternommen hatte. Diese Veranstaltungen, die Wagners Wirkungsstätten in der Limmatstadt aufsuchten und naturgemäss zur

Villa Wesendonck im Rieterpark führten, fanden lebhaften Zuspruch. Eva Hanke stellte ihren Wagner-Vortrag unter das sprechende Keller-Zitat «Ein sehr begabter Mensch, aber auch etwas Friseur und Charlatan». Es gelang ihr, das zahlreich erschienene Publikum von Beginn an zu fesseln. Ihre Ausführungen zeichneten sich durch Esprit, Akribie und feinen Humor aus. Entsprechend herzlich wurden sie aufgenommen und verdankt. Umrahmt wurde der Festvortrag durch herrliche, vom bewährten Ensemble Pyramide vorgetragene Musik. Zum Auftakt erklang das Divertimento Es-Dur KV 563 von Wolfgang Amadeus Mozart. Nach Eva Hankes Rede überraschten die Musikerinnen Barbara Tillmann (Oboe), Ulrike Jacoby (Violine), Muriel Schweizer (Viola) und Anita Jehli (Violoncello) das Publikum mit Bearbeitungen von Werken Richard Wagners und Franz Liszts, die Markus Brönnimann eigens für dieses Anlass geschaffen hatte. Auf die *Träume* aus den Wesendonck-Liedern folgten Liszts Komposition *Am Grabe Richard Wagners* sowie Wagners *In das Album der Fürstin Metternich* und sein *Zürcher Vielliebchen-Walzer*. Die geistvolle Auswahl des Programms wurde vom Publikum ebenso geschätzt wie die virtuose Ausführung.

Im geschäftlichen Teil wurde das von Ursula Amrein verfasste Protokoll zum Herbstbott 2012 einstimmig gutgeheissen und verdankt. Im Rahmen seiner Mitteilungen musste der Präsident leider den Tod etlicher geschätzter Mitglieder der Gottfried Keller-Gesellschaft vermelden. Vier Persönlichkeiten des kulturellen Lebens würdigte er dabei besonders:

Am 8. Juni verstarb in ihrem 78. Lebensjahr die Religionspädagogin und Kinderbuchautorin Regine Schindler. Sie war eine eminente Johanna-Spyri-Expertin. Am Herbstbott 2009 hätte sie den Festvortrag zum Thema *Die Frau Gottfried Keller. Johanna Spyri und der Zürcher Dichterkreis* halten sollen. Da sie aber kurzfristig hospitalisiert werden musste, sprang ihr Gatte ein und verlas die Festansprache. Wer dabei war, wird den Anlass nicht vergessen; wer nicht dabei sein konnte, kann den schönen Text in den *Mitteilungen* der GKG von 2010 nachlesen.

Anfang Juli verstarb im Alter von 71 Jahren Hans Ulrich Forrer. Er kam bei einem Bergunfall im Gebiet des Lac de Tanay ums Leben. Hans Ulrich Forrer war von 1998 bis 2010 Gemeindepräsident von Kilchberg. Er hat sich enorme Verdienste um das Conrad-Ferdinand-Meyer-Haus daselbst erworben und die Geschicke der GKG stets mit freundschaftlichem Interesse begleitet.

In seinem hundertsten Lebensjahr verstorben ist am 2. September der grosse Kulturhistoriker Albert Hauser. Er war ein bedeutender Erforscher des Schweizer Alltagslebens vom 15. bis zum 19. Jahrhundert und als Zeichner, Musiker und Naturfreund ein Homo universalis im Goethe'schen Sinne. Der GKG war er über Jahrzehnte verbunden.

Abschied zu nehmen galt es auch von Willibald Voelkin, einem Meister der bibliophilen Buchgestaltung. Er verstarb im Alter von 86 Jahren. Zu seinem 75. Geburtstag hat die Zentralbibliothek Zürich sein typographisches Schaffen in einer Ausstellung gewürdigt. Die Verbundenheit Willibald Voelkins mit der GKG zeigte sich nicht zuletzt darin, dass er ihr schönes Signet gestaltet hat.

Der Vorstand wird allen verstorbenen Mitgliedern der GKG ein ehrendes Angedenken bewahren.

Da Christian Gut, Quästor der GKG, zur Zeit des Herbstbotts mit seiner Familie auf einer lange geplanten Reise in Persien weilte, durfte der Präsident dessen Informationen verlesen. Sie wurden einstimmig genehmigt und verdankt, ebenso wie der Revisionsbericht von Kaspar Wenger und der 81. Jahresbericht aus der bewährten Feder von Rainer Diederichs.

Im Anschluss an diese Geschäfte ging es um eine Personalie. Im Jahr 2009 wurde Beat Gyger in den Vorstand der Gottfried Keller-Gesellschaft gewählt. Er hat hier wertvolle Arbeit geleistet und sich insbesondere als Webmaster für Internet-Auftritt der GKG grosse Verdienste erworben. Nach vier Jahren hat Beat Gyger sich entschlossen, seine ehrenamtliche Arbeit zu beenden. Als Hauptlehrer der Kantonsschule Freudenberg ist ihm eine ehrenvolle Aufgabe in der Schulleitung übertragen worden, die seine ganze Energie erfordert. Der Präsident dankte dem lebenswürdigen Kollegen, der aufgrund eines familiären Anlasses leider nicht am Herbstbott teilnehmen konnte, sehr herzlich für seinen Einsatz und wünschte ihm alles Gute für die Zukunft. Als neuer Webmaster konnte inzwischen glücklicherweise Michael Andermatt gewonnen werden, der sowohl ein beschlagener Germanist als auch ein EDV-Experte ist.

Im Anschluss daran sprach der Präsident dem gesamten Vorstand, dem Buchhalter Daniel Meier und den Revisoren seinen Dank für die fruchtbare und freundschaftliche Zusammenarbeit Dank aus. Einen besonderen Dank rich-

tete er an seinen Vorgänger Rainer Diederichs, der ihn stets mit Verständnis, Geduld und Empathie unterstützt, sowie an Ursula Amrein, die sich auf seine inständige Bitte hin bereit erklärt hatte, ihr arbeitsintensives Amt als Aktuarin entgegen ihren ursprünglichen Plänen noch bis 2014 auszuüben.

Das Herbstbott, dessen geschäftlichem Teil wie gewohnt ein rege besuchter Apéro folgte, wurde abgerundet durch einen Büchertisch des Zürcher Antiquars Othmar Ehrbar, auf dem erlesene Kelleriana und Wagneriana aufgebaut waren. Das Angebot wurde eifrig genutzt, Händler und Kundschaft zogen gleichermassen vergnügt von dannen.

Manfred Papst

Verzeichnis der Reden,

die an den Herbstbotten der Gottfried Keller-Gesellschaft gehalten wurden

- 1932 Prof. Dr. Fritz Hunziker, Gottfried Keller und Zürich
- 1933 Dr. Eduard Korrodi, Gottfried Keller im Wandel der Generationen
- 1934 Prof. Dr. Max Zollinger, Gottfried Keller als Erzieher
- 1935 Dr. Oskar Wettstein, Gottfried Kellers politisches Credo
- 1936 Prof. Dr. Paul Schaffner, Gottfried Keller als Maler
- 1937 Prof. Dr. Emil Staiger, Gottfried Keller und die Romantik
- 1938 Prof. Dr. Carl Helbling, Gottfried Keller in seinen Briefen
- 1939 Prof. Dr. Walter Muschg, Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf
- 1940 Prof. Dr. Robert Faesi, Gottfried Keller und die Frauen
- 1941 Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, Gottfried Kellers Verskunst
- 1942 Prof. Dr. Karl G. Schmid, Gottfried Keller und die Jugend
- 1943 Prof. Dr. Hans Corrodi, Gottfried Keller und Othmar Schoeck
- 1944 Dr. Kurt Ehrlich, Gottfried Keller und das Recht
- 1945 Dr. Fritz Buri, Erlösung bei Gottfried Keller und Carl Spitteler
- 1946 Prof. Dr. Charly Clerc, Le Poète de la Cité
- 1947 Prof. Dr. Hans Barth, Ludwig Feuerbach
- 1948 Dr. Erwin Ackerknecht, Der grüne Heinrich, ein Buch der Menschenkenntnis
- 1949 Prof. Dr. Max Wehrli, Die Züricher Novellen
- 1950 Prof. Dr. Gotthard Jedlicka, Die ossianische Landschaft
- 1951 Dr. Werner Weber, Freundschaften Gottfried Kellers
- 1952 Dr. Gottlieb Heinrich Heer, Gottfried Kellers Anteil an der Schweizer Polenhilfe 1863/64
- 1953 Prof. Dr. Fritz Ernst, Gottfried Kellers Ruhm
- 1955 Prof. Dr. Alfred Zäch, Ironie in der Dichtung C. F. Meyers
- 1956 Dr. Werner Bachmann, C. F. Meyer als Deuter der Landschaft Graubündens
- 1957 Prof. Dr. Ernst Merian-Genast, Die Kunst der Komposition in C. F. Meyers Novellen
- 1958 Prof. Dr. Werner Kohlschmidt, C. F. Meyer und die Reformation
- 1959 PD Dr. Beda Allemann, Gottfried Keller und das Skurrile, eine Grenzbestimmung seines Humors
- 1960 Prof. Dr. Lothar Kempfer, Das Geheimnis des Schöpferischen im Wort Conrad Ferdinand Meyers
- 1961 Prof. Dr. Maria Bindschedler, Vergangenheit und Gegenwart in den Züricher Novellen
- 1962 Prof. Dr. Albert Hauser, Über das wirtschaftliche und soziale Denken Gottfried Kellers
- 1963 Prof. Dr. Hans Zeller, Conrad Ferdinand Meyers Gedichtnachlass
- 1964 Dr. Friedrich Witz, Das Tier in Gottfried Kellers Leben und Werk
- 1965 Kurt Guggenheim, Wandlungen im Glauben Gottfried Kellers
- 1966 Dr. Albert Hauser, Kunst und Leben im Werk Gottfried Kellers
- 1967 Prof. Dr. Karl Fehr, Gottfried Keller und der Landvogt von Greifensee
- 1968 Prof. Dr. Wolfgang Binder, Von der Freiheit der Unbescholtenheit unserer Augen – Überlegungen zu Gottfried Kellers Realismus
- 1969 Prof. Dr. Emil Staiger, Urlicht und Gegenwart

- 1970 Prof. Dr. Hans Wysling, Welt im Licht – Gedanken zu Gottfried Kellers Naturfrömmigkeit
- 1971 Prof. Dr. Paula Ritzler, «Ein Tag kann eine Perle sein» – Über das Wesen des Glücks bei Gottfried Keller
- 1972 Prof. Dr. Peter Marxer, Gottfried Kellers Verhältnis zum Theater
- 1973 Dr. Rätus Luck, «Sachliches studieren...» Gottfried Keller als Literaturkritiker
- 1974 Prof. Dr. Karl Pestalozzi, «Der grüne Heinrich», von Peter Handke aus gelesen
- 1975 Prof. Dr. Louis Wiesmann, Gotthelfs und Kellers Vrenchen
- 1976 Prof. Dr. Martin Stern, Ante lucem – Vom Sinn des Erzählens in Gottfried Kellers «Sinngedicht»
- 1977 a. Ständerat Dr. Rudolf Meier, Gottfried Keller – Zürcher Bürger in bewegter Zeit
- 1978 Prof. Dr. Adolf Muschg, Professor Gottfried Keller?
- 1979 Prof. Dr. Peter von Matt, «Die Geisterseher» – Gottfried Kellers Auseinandersetzung mit der phantastischen Literatur
- 1980 Stadtpräsident Dr. Sigmund Widmer, Die Aktualität Gottfried Kellers
- 1981 Prof. Dr. Werner Weber, Fontanes Urteile über Gottfried Keller
- 1982 Prof. Dr. Gerhard Kaiser, Gottfried Kellers Dichtung als Versteck des Dichters
- 1983 Prof. Dr. Hans Wysling, «Schwarzschantende Kastanie» – Ein Gedicht von C. F. Meyer
- 1984 Prof. Dr. Bernhard Böschstein, Arbeit am modernen Meyer-Bild: Georg und Hofmannsthal als Richter seiner Lyrik
- 1985 Prof. Dr. Hans Jürg Lüthi, Der Taugenichts – Eine poetische Figur bei Gottfried Keller
- 1986 Prof. Dr. Jacob Steiner, Zur Symbolik in Gottfried Kellers Roman «Der grüne Heinrich»
- 1987 Prof. Dr. Peter Stadler, Gottfried Keller und die Zürcher Regierung
- 1988 Prof. Dr. Michael Böhler, Der Olymp von Gottfried Kellers Gelächter
- 1989 Dr. Beatrice von Matt, Marie Salander und die Tradition der Mutterfiguren im schweizerischen Familienroman
- 1990 Prof. Dr. Roland Ris, Was die Welt im Innersten zusammenhält: Die Sprache bei Gottfried Keller
- 1991 Prof. Dr. Iso Camartin, War Gottfried Keller ein Freund? – Eine weitere Variation zu einem alten Keller-Thema
- 1992 Dr. Dominik Müller, «Schreiben oder lesen kann ich immer, aber zum Malen bedarf ich Fröhlichkeit und sorglosen Sinn» – Gottfried Kellers Abschied von der Malerei
- 1993 Prof. Dr. Hans-Jürgen Schrader, Im Schraubstock moderner Marktmechanismen – Vom Druck Kellers und Meyers in Rodenbergs «Deutscher Rundschau»
- 1994 Prof. Dr. Egon Wilhelm, Kind und Kindheit im Werk Gottfried Kellers
- 1995 Dr. Jürg Wille, Mariafeld und die Zürcher Dichter Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer
- 1996 Prof. Dr. Ursula Amrein, «Süsse Frauenbilder zu erfinden, wie die bittere Erde sie nicht hegt!» Inszenierte Autorschaft bei Gottfried Keller
- 1997 Dr. Ulrich Knellwolf, Gotthelfs Bauernspiegel und Kellers Grüner Heinrich – Über zwei Romananfänge und ihre Ziele
- 1998 Prof. Dr. Beatrice Sandberg, Conrad Ferdinand Meyer im Wandel eines Jahrhunderts
- 1999 Dr. Thomas Sprecher, «Welch strömendes Erzählergenie!» – Gottfried Keller und Thomas Mann
- 2000 Stadtpräsident Josef Estermann, Die Kehrseite der Medaille – Gottfried Keller und sein Bild in der Zürcher Öffentlichkeit

- 2001 Prof. Dr. Peter Utz, Ausklang und Anklang – Robert Walsers literarische Annäherung an Gottfried Keller
- 2002 Peter Bichsel, Drei Ellen guter Bannerseide
- 2003 Prof. Dr. Eda Sagarra, Die Macht einer Mutter: Gotthelfs Roman Anne Bäbi Jowäger
- 2004 Prof. Dr. Ursula Pia Jauch, Gottfried Keller trinkt Bier mit Ludwig Feuerbach und «Gott hält sich mäuschenstill». Vom vermeintlichen Verlust des frommen Gemüts
- 2005 Urs Widmer, «Vom Traum, namenlos mit der Stimme des Volkes zu singen»
- 2006 Prof. Dr. Werner Welzig, Aus Österreich: Zeitgemässes von Gottfried Keller
- 2007 Prof. Dr. Wolfram Groddeck, Traumwelten in Gottfried Kellers Roman *Der grüne Heinrich*
- 2008 Prof. Dr. Rüdiger Görner, «Anmutige Ironie» im «Zaubergarten des Zögerns». Über das Hintergründige in Gottfried Kellers Modernität
- 2009 Dr. Dr. h. c. Regine Schindler, «Die Frau Gottfried Keller». Johanna Spyri und der Zürcher Dichterkreis
- 2010 Prof. Dr. Peter Sprengel, «Kellers Kunst ist im wesentlichen jugendlich.» Keller-Verehrung im deutschen Naturalismus
- 2011 Manfred Papst: «Meine dummen Spässe betreffend». Zur Beziehung zwischen Gottfried Keller und Theodor Storm
- 2012 Dr. Walter Morgenthaler: Nachlassmarder und Trüffelhunde. Zum Abschluss der Historisch-Kritischen Gottfried Keller-Ausgabe (HKKA)
- 2013 Dr. Eva Martina Hanke: «Ein sehr begabter Mensch, aber auch etwas Friseur und Charlatan» – Richard Wagner in Gottfried Kellers Zürich
- 2014 Prof. Dr. Karl Wagner: Von der Last der Bewunderung. Gottfried Keller, Ferdinand Kürnberger und Österreich

BEITRÄGERINNEN UND BEITRÄGER

Manfred Papst
NZZ am Sonntag
Postfach
8021 Zürich

Dr. Eva Martina Hanke
Zentralbibliothek Zürich
Zähringerplatz 6
8001 Zürich

Prof. Dr. Karl Pestalozzi
Strengigässli 17
4123 Allschwil

Prof. Dr. Joseph Jung
Credit Suisse
Hochhaus zur Palme
Bleicherweg 33
8070 Zürich

Fredi Lerch
Spittelerstrasse 22
3006 Bern



GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT ZÜRICH

Einladung zum Herbstbott

Sonntag, 26. Oktober 2014, 10.15 bis 12.30 Uhr
Rathaus Zürich, Limmatquai

Eröffnungswort von Manfred Papst, Präsident

Joseph Haydn
Notturmo Nr. 1 Hob II: 25
für Flöte, Oboe, Violine, Viola und Violoncello
(Instr. M. Brönnimann)
Marcia – Allegro – Adagio – Finale: Presto

Festvortrag von Prof. Dr. Karl Wagner (Zürich und Wien)
Von der Last der Bewunderung
Gottfried Keller, Ferdinand Kürnberger und Österreich

Johannes Brahms
Ungarischer Tanz Nr. 5
für Flöte, Oboe, Violine, Viola und Violoncello
(arr. L. Weninger)
Allegro

Johann Strauss
Tritsch-Tratsch-Polka op. 214
für Flöte, Oboe, Violine, Viola und Violoncello
(arr. L. Weninger)
Im Zeitmass einer Schnellpolka

*Ensemble Pyramide: Barbara Tillmann (Oboe), Ulrike Jacoby (Violine),
Muriel Schweizer (Viola), Anita Jehli (Violoncello), Markus Brönnimann (Flöte)*

Apéro im Anschluss an das Herbstbott

Geschäftlicher Teil:

1. Protokoll
2. Mitteilungen
3. Jahresrechnung 2013 und Revisionsbericht
4. Jahresbericht 2013
5. Erneuerungswahl Vorstand
6. Verschiedenes

Eintritt frei. Gäste willkommen!

